

Technik und Kultur

**ZEITSCHRIFT DES VERBANDES
DEUTSCHER DIPLOM-INGENIEURE**

Schriftleiter: Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz

23. JAHRGANG

BERLIN, 25. APRIL 1932

Nr. 4, S. 53—68

Dipl.-Ing. WILHELM v. PASINSKI in Düsseldorf:

INGENIK

Aus dem Inhalt: „Ingenik“ — „Hervorragende technische Leistung“ und „geisteswissenschaftliche Tat“ — „Philologengrenze“ — Verschiedenartige Beurteilung der Technik im Altertum und der Technik der Neuzeit — Reformbestrebungen der Technischen Hochschule — Keine Ingenieur-Philologen — Die drei Faktoren des heutigen Zustandes der Technischen Hochschule: Industrie / Professoren / Diplom-Ingenieure. — Drei Gruppen von Ingenieuren: Techniker / Wirtschaftsführer / Außenseiter — Beruf ohne Raum — Stellung der Technik in Gesellschaft und Staat — Das 19. Jahrhundert eine Ausnahme — Die französische Revolution als Grundlage für die Stellung der Technik als Außenseiter von Staat und Gesellschaft — Die Technik der Führung und Leitung des Staates entglitten — Die Technik als Lebensfunktion der Gesellschaft, als „Taktik des Lebens“ — „Verrat an der Technik“ (Oswald Spengler) — Die Folgen der Sonderstellung — Die Technische Hochschule und die Sonderstellung — Die Technische Hochschule und die Universität, Technik und Geisteswissenschaften (R. Plank — Karl Holl — A. Stodola) — Versäumtes im Aufbau der Technischen Hochschule — Staat, Technik, Gesellschaft — Zusammenbruch und Ausblicke.

Kultur und Technische Hochschule

„Es empfiehlt sich sehr, die Tätigkeit des Ingenieurs nicht als Technik, sondern als Ingenik zu bezeichnen. Dann können wir das Wort Technik der Allgemeinheit und der Presse für diejenigen Tätigkeiten überlassen, die mit der Arbeit des Ingenieurs nichts zu tun haben. Keinesfalls aber ist es richtig, auf höchste geistige Leistungen von hohem Kulturwert und auf rein körperliche Geschicklichkeiten dieselbe Bezeichnung anzuwenden.“ So schreibt E. W. Köster¹, ein Ingenieur, der sein ganzes Leben in aufbauender Ingenieurarbeit und in dem Eintreten für Ingenieurinteressen zugebracht hat. Köster spricht für viele, denn schon lange haben viele erkannt, daß die Bezeichnung Technik für höchste geistige Ausbildung, Leistung und Schaffung von Kulturwerten doch nicht die richtige Bezeichnung ist. Ein klarer sprachlicher Unterschied muß gemacht werden; erst dann kann sich auch der Nicht-Ingenieur eine klare Vorstellung von der wissenschaftlichen Geistesarbeit machen, die in der Schaffung heutiger Kulturgüter angelegt ist, und der Gegner jeder Ingenieurarbeit kann nicht mehr aus der Vielsinnigkeit des Wortes Technik die Minderwertigkeit der Ingenieurarbeit kritiklosen Laien vorreden. Mag es nun mit der Einbürgerung des Wortes Ingenik lange dauern, mag es schnell gehen, eins ist sicher, daß die Zeit erfüllt ist, daß es alle Welt als Unsinn empfindet, wenn man höchste geistige Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und in der praktischen Berufsausübung mit Technik bezeichnet, während dieselbe Sprache von den bewundernswerten technischen Fertigkeiten eines dressierten Affen spricht, oder ein illustriertes Blatt uns erzählt, daß bei der Herstellung eines Tonfilms auf zwei Schauspieler zehn bis zwölf Techniker kommen. Welche verhängnisvolle Rolle aber dieser irrliehende Sprachgebrauch in unserem ganzen Leben, im ganzen 19. Jahrhundert, gespielt hat, soll noch an einigen Beispielen dargelegt werden.

Der Bau des deutschen Panzerkreuzers wird als „hervorragende Leistung der Technik“ bezeichnet. Hierbei läßt man offen, ob man mit dieser „Leistung“ das Zusammenschweißen und Zusammennieten des Kastens gemeint haben will, oder die Unsumme geistiger Planarbeit damit kennzeichnen möchte. Jeder kann sich herausuchen, was er will.

Die Philosophie Kants bezeichnen wir als eine „hervorragende geisteswissenschaftliche Tat“ — obgleich uns diese auch erst durch die technische Fertigkeit des Schreibens und Druckens vermittelt wurde. Ohne technische Fertigkeiten würden wir weder die Kantsche Philosophie noch den Panzerkreuzer kennengelernt haben. Aber nun beginnt der Sprachunfug: Die hervorragende Leistung „Panzerkreuzer“ bezeichnen wir als technisch, also nach der Art der Sichtbarmachung, der Übermittlung, während Kantsche Philosophie als Geistesarbeit gewertet wird.

Der Panzerkreuzer kann in den Fluten verschwinden, nach unserer Auffassung ist dann das Werk vernichtet. Wenn wir aber Kants Werke nebst Druckstöcken verbrennen, so bleibt nach unserer Auffassung Kantsche Philosophie als Geistesstat bestehen. Sie mag veralten, mag ganz bedeutungslos für unsere augenblickliche Zeit werden; es ist ganz gleichgültig, die Kantsche Philosophie bleibt Bestandteil unserer Kultur, unserer Geistesbildung und bleibt selbst als Antiquum noch lebendig. Dahingegen der „Panzerkreuzer“, und mit ihm alle Werke der Technik, sind untergegangen, verrostet, vernichtet, aus unserem Bewußtsein getilgt.

Dieser Zustand ist in der Sache selbst gar nicht begründet, sondern lediglich in der angewöhnten Form unseres Denkens, die wieder im Sprachgebrauch ihren Ausdruck findet, weil wir das eine Werk sprachlich als Geistesstat werten, während wir das andere Werk als technische Leistung bezeichnen. In eine vergleichende Wertung der Geistesstat Kants mit den Geistesstaten, die sich in der Integration „Panzerkreuzer“ schließlich verkörpern, möchte ich gar nicht eintreten, weil Außenstehende doch kaum eine Vorstellung davon haben und in wenigen Sätzen auch nicht bekommen können, welche Unsumme allerhöchster Geistesarbeit sich in einem Werke verkörpert, das wir sprachlich als „hervorragende technische Leistung“ zu bezeichnen gewohnt sind, während andererseits jeder Tertianer schon davon überzeugt ist, daß Kant und sein Werk unsere ganze Kultur beherrscht. Andererseits ist unserer Bildung wieder ganz ungeläufig, daß die technischen Leistungen eines Gutenberg, eines James Watt, eines Justus Liebig die Welt, das Leben der Menschen, mehr umgestaltet haben als ein Bücherschrank voll sogenannter Geisteswissenschaft, als Alexander der Große, als Cäsar oder Napoleon. Unsere ganze Bildung ist an die „Philologengrenze“ gebunden, ein treffendes Wort von Oswald Spengler; Ingenieur-Philologen sind uns

¹ Köster, E. W.: Ingenik. — Technik und Kultur 23 (1932) 21—36

noch unbekannt. Unsern Ingenieuren und Ingenieur-Professoren ist der Sinn für Philologie der Ingenieurwissenschaften, der Ingenik, noch nicht aufgegangen. Die Universitäten haben seit Jahrhunderten in jeder Fakultät „Philologen“. Vielleicht liegt es auch mit hieran, daß der Ingenieur seine Tätigkeit und Ausbildung immer noch als „Technik“ bezeichnet. Er hat sich um die Sprache nicht gekümmert, und „spottet seiner selbst, und weiß nicht wie“. Noch ein anderes sarkastisches Wort Mephistos möchte ich auf den Ingenieur anwenden:

„Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.“

Aus diesen wenigen Zeilen geht schon genügend hervor, daß die Bezeichnungen „geisteswissenschaftliche Tat“ und „technische Leistung“ nur in der herrschenden Sprachgepflogenheit, nur in der Blickrichtung unserer gegenwärtig herrschenden Bildung, einen Wertunterschied vortäuschen, der erstere als etwas dauernd kulturell Wertvolles, letztere als etwas Ephemeres erscheinen läßt. In Wirklichkeit liegt es ganz anders, nur die berühmte „Philologengrenze“ ist daran schuld. Dann aber auch der Ingenieur selbst, der in seinem „übereilten Streben“ nach Tonnenproduktion der „Erde (Kultur-)Freuden überspringt“, sich seiner aufbauenden Kulturarbeit noch gar nicht bewußt geworden ist und seine Tätigkeit selbst als *t e c h n i s c h*, also als ephemere Fertigkeit, als Augenblicksarbeit bezeichnet und bezeichnen läßt. Das ist wirklich nur möglich, wenn man sich selbst der Geistesarbeit noch nicht bewußt geworden ist, wenn man selbst in der *t e c h n i s c h e n* Herstellung eines Werkes die Hauptarbeit erblickt, wenn man sich, wie kein anderer akademischer Berufsstand, gefallen läßt, daß aufbauende Kulturarbeit nur nach dem zufälligen Marktwert der hergestellten Sache bewertet wird, wenn man selbst noch in der irrigen Vorstellung gefangen ist, daß Ingenieurschaffen etwas außerhalb des Kulturlebens Liegendes ist, gerade gut genug, um private Gewinnsucht zu befriedigen.

Diese irrige Auffassung vom Ingenieurschaffen ist ein Kind des 19. Jahrhunderts und weiter nichts. Das soll später noch näher dargelegt werden. In Wirklichkeit handelt es sich aber um eine Bildungsenge, die durch den sprachlichen Ausdruck noch unterstrichen wird. Das möchte ich an einigen Beispielen hier zeigen: Wenn eine „hervorragende *t e c h n i s c h e* Leistung“ in die Hände von Archäologen und Historikern gerät, dann werden aus solchen technischen „Eintagswerken“ mit einem Male Kulturzeugen, die uns die Geistesverfassung von Völkern und Staaten, von Jahrhunderten und Jahrtausenden vermitteln. Aus den technischen Leistungen der alten Ägypter haben wir nicht nur ihr gesamtes Staatswesen, sondern auch die ganze Geistesverfassung, ihre gesamte Kultur kennengelernt. Aus zerbrochenen Säulen auf griechisch-römischem Boden erstehen dem begeisterten Historiker Griechenland und Rom, Griechen und Römer, ihr Geist, ihre Kultur; aber der Eiffelturm, eine Lokomotive, ein Wolkenkratzer oder obiger Panzerkreuzer sagen den Leuten gleicher Geistesrichtung gar nichts, sie sehen nur angestrichenes oder poliertes Eisen. Daß auch diese Werke eine Seele haben, daß sie Geist atmen und Kulturschöpfungen sind, das klingt in den Ohren sogenannter Geisteswissenschaftler wie Blasphemie. Es sind *t e c h n i s c h e* Leistungen, die von Technikern und Handwerkern ausgeführt werden. Bei den meisten solcher Dinge braucht man weder Techniker noch Handwerker, das machen die Maschinen schon ganz allein. Und dann, selbstverständlich, die Elektrizität! Was hat denn der Ingenieur mit Radio zu tun? Die einzelnen Teile werden von Maschinen zu Tausenden durch einen Druck gestanzt und jeder Arbeiter oder zehnjährige Junge bastelt sich einen Apparat zusammen. Sempelstes Handwerk! Wo soll da Kultur stecken? Derselbe Sprecher kann sich aber vor einem griechischen Säulenkopf in tränende Begeisterung versetzen. Diese edlen geschwungenen Linien, diese Formenschönheit,

dieses Kapitell ist die verkörperte Seele Griechenlands, ist der vollendete Ausdruck der griechischen Kultur. —

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“

Diese gänzlich verschiedene Beurteilung von Werken der antiken Technik und der heutigen Technik ist erstaunlich, aber in unserer Bildung, richtiger Vorbildung, tief begründet. Wesentlich ist aber, daß der Ingenieur dies nicht nur traumverloren duldet, sondern noch mitmacht, indem er seine Berufsausbildung, seine Tätigkeit, seinen vereinsgesellschaftlichen Zusammenschluß als Technik bezeichnet. Auch das ist nur verständlich durch sein „ungebändigtes und übereiltes Vorwärtsstreben“ in Tonnenproduktion, die ihm keine Zeit läßt, über seine Kulturverbundenheit nachzudenken; selbst die wenigen Kollegen, die sich um die Philosophie und Philologie seines Arbeitsgebietes bemühen, werden kaum gehört, wenig verstanden und als Außenseiter abgetan. In seiner Einfalt ist er stolz darauf, ein Techniker zu sein, ein hervorragender Techniker gar, und er merkt gar nicht, wie die Wirtschaftspeitsche über ihm geschwungen wird, wie er eigentlich Knecht einer fremden Macht ist, deren Interesse neben dem der Gesellschaft und dem Staate liegt, die in Peking, New York, Paris, London ebenso wirksam ist und ebenso kulturinteresselos wie in Berlin oder München. Aus diesem Grunde dichtet man ihm noch Kulturlosigkeit an, hält ihn für farblos und jeder Einfärbung zugänglich, schließlich macht man ihn noch für Krisen und Wirtschafts-Katastrophen verantwortlich und spricht von „Exzessen² der Technik“. Das ist der Fluch der bösen Tat, der irreführenden Bezeichnung Technik.

„Aber wie soll man die Knechte loben,
Kommt doch das Ärgernis von oben.“

Seit Jahrzehnten reden wir von einer Reform der Technischen Hochschule. Aus den zahlreichen Schriften und Reden, die nachgerade zum eisernen Bestande jeder Jahresversammlung oder irgendeines Hochschulereignisses gehören, kann man nur die Tatsache entnehmen, daß verschiedene Stellen eine Reform für notwendig erachten; wie aber reformiert werden soll, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Die einzigen beachtlichen Vorschläge stammen von Geheimrat R o m b e r g³, die eine Vertiefung in den Wissenschaften und eine ganz bedeutende Beschneidung in der Oberfläche vorsahen. Die geplante Angliederung an eine Universität, an der die durchaus notwendigen anderen Fächer schon vertreten sind, war ebenfalls ein auf den Kern einer Reform vorstoßender Gedanke.

Seit vierzig Jahren ist die Industrie der mächtigste Faktor der Hochschulgestaltung. Sie wünscht tüchtige Fachleute, die mit allem Wissen des Faches vollgestopft sind, die sofort in den Produktionsprozeß eingreifen können und von denen man industriell großen Nutzen erwarten kann. Bildung, Allgemeinbildung ist bei diesen sachlichen, egoistischen Gesichtspunkten Nebensache, Privatsache. Alle Jahresheften der Hochschulen soundsovieler Diplom-Ingenieure hinaus, aus denen man sich die geeignetsten aussuchen konnte. Das ist Zweck und Aufgabe der Technischen Hochschule. Und es gibt weite und einflußreiche Kreise, denen andere Gesichtspunkte völlig ungeläufig sind. Reform der Technischen Hochschule bedeutet für diese Kreise nur Vielfältigung, Spezialisierung, oder wie man heute sagen könnte, reine Sachlichkeit, nie Vertiefung. Von ihrem Standpunkte haben diese Kreise vollkommen recht. Wenn man den Zweck des Menschenlebens im industriellen Arbeiten und im Geldverdienen als voll erschöpft ansieht, dann ist die Technische Hochschule als Kulturstätte Unsinn. Auch diese Einstellung hängt mit dem Worte Technik eng zusammen, womit man vor hundert Jahren eine der wichtigsten Äußerungen menschlichen Gesellschaftslebens zur Privatsache erklärte.

² Bernhard, Georg: Exzesse der Technik. — Magazin der Wirtschaft 6 (1930) 1844—1846; vgl. auch: Technik und Kultur 22 (1931) 5—6

³ Technik und Kultur 18 (1927) 26—33, 123—128, 203—208; vgl. auch: Jahrb. Verb. Deutsch. Dipl.-Ing. 1928 1929, 31—36

Ein weiterer Faktor der Hochschulreform sind die Professoren. Zum Teil sind sie aus der industriellen Praxis hervorgegangen, haben bis zum Obergeringenieur oder Direktor Tonnen produziert und stehen dem industriellen Schaffen viel näher als dem akademischen Kulturleben. Alle Reformen aus diesen Kreisen zielten auf Verbreiterung, Erweiterung, Spezialisierung ab; alles Technik, Zivilisation, keine Kultur. Alle Vorschläge, die auf wissenschaftliche Vertiefung und Zusammenziehung abzielten, etwa nach dem Grundsatz: *multum, non multa*, fanden hier Widerstände oder Teilnahmslosigkeit; man wollte die Fachhochschule und nicht die Kulturanstalt. Von Kultur wurde nur gelegentlich geredet und geschrieben, vielfach war man dann auch nicht mehr amtierender Professor.

Der dritte Faktor in der Hochschulreformbewegung sind die Diplom-Ingenieure selbst. Viele gehen in die Praxis und versinken, nolens volens, in der Masse der Techniker. Sie empfinden nie die Einseitigkeit ihres Studiums, weil sie sich um nichts anderes kümmern: nur das Fach, das Werk, die Tonnenzahl. Auch in anderen akademischen Berufen gibt es solche „Fachtechniker“. Der pedantische Mittelschulprofessor ist bekannt, der in seinem Homer alle Stellen rot anstreicht, wo dieser gegen die Regeln der griechischen Grammatik verstoßen hat. Ebenso ist der Jurist bekannt, dessen Welt da anfängt und aufhört, wo sie in Paragraphen gefaßt ist, der bei jeder Begebenheit zuerst an die Rechtslage, die Zuständigkeit, den Instanzenweg und die Meinung des Obergerichts denkt. Aber diese Erscheinungen sind doch seltener und werden vor allem durch eine größere Zahl sehr vielseitig orientierter Kollegen reichlich ausgeglichen, so daß sie fast nie die Formen stupider Ignoranz annehmen. Dahingegen findet man unter den Ingenieuren recht häufig Leute, die allgemeinen Fragen des Lebens, der Politik, der Geschichte und selbst der Wirtschaft ziemlich fremd gegenüberstehen. Viele Ingenieure sind sogar stolz darauf, daß sie von Politik gar nichts verstehen, sind glücklich, daß ihre Technik neutral ist, worunter verstanden sein soll, daß die Technik ohne Ansehen der Person oder des Zweckes Kapitalisten und Kommunisten, Nationalisten und Internationalisten dienstbar ist. Versteht man unter Politik die Lebensäußerung des Staates und der Gesellschaft, so zeigt solche Einstellung, daß sich diese Kreise bewußt außerhalb dieser Lebensäußerung befinden oder stellen. Verhängnisvoll ist aber, daß die Öffentlichkeit von dieser Einstellung schon lange Notiz genommen hat, wie ein Aufsatz von Horst Grueneberg⁴ über „Ingenieur und Politik“ erschreckend zeigt. Auch das ist eine Folge des Sprachgebrauches „Technik“.

Eine andere Gruppe von Ingenieuren gelangt nach jahrzehntelanger Facharbeit zu leitender Stellung, wird Direktor, Generaldirektor und gilt schließlich als Wirtschaftsführer. Da fehlt nun sehr viel. Der Schulranzen ist unzureichend und verstaubt, die Technische Hochschule war erschreckend einseitig, noch einseitiger war die bisherige Tätigkeit, alles lag gleichsam neben dem eigentlichen Leben, neben dem Leben der Gesellschaft, neben der Politik. Da hilft nur markieren und auf Krücken gehen; der tiefere Einblick in die Probleme der politischen Geschichte, der Wirtschaftsgeschichte, der Rechtsordnung, der Politik bleibt doch ein Buch mit sieben Siegeln. Aber man hat große Werke mit Tausenden von Arbeitern geleitet, hat in Dutzenden von Aufsichtsräten bisher gesessen, man ist forsch und an Befehlen gewöhnt — und, was jeder Gewerkschaftsführer kann, kann man schließlich auch. So läuft der „Wirtschaftsführer“ auf den Krücken eines Syndikus von einer Sackgasse in die andere, begeistert sich nacheinander für „Planwirtschaft“, für Amerikas „laufendes Band“, für „Rationalisierung“ und heute für die „Umsiedlung der Industriearbeiter aufs Land“. Man ist so mechanisch, so technisch im ganzen Denken geworden, daß man nicht ansteht, die Methoden der Sublimation und Transformation und Normung auf Menschen anzuwenden. Jede dieser „Sackgassen“

kostet die Volkswirtschaft, das Nationalvermögen, Hunderte von Millionen. Wie sagte doch Axel Oxenstjerna: „Weißt du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird?“ —

Ein General, der im Kriege einem hohen Gremium von Wirtschaftsführern vorsah, rief einmal ärgerlich aus: „Was soll ich mit diesen Herren machen? Jeder glaubt, hier zu sitzen, um für sein Werk oder seine Gruppe eine bessere Waggongestaltung, bessere Kohlen- und Rohstoffbelieferung oder sonst einen Vorteil herauszuschlagen, für Gemeinsinn ist keiner zugänglich.“ Walter Rathenau, der diese Kreise sicher gut kannte, hat sich in seinen Werken ganz ähnlich ausgedrückt. Vom Gemeinsinn der Technik erzählt unsere Technische Hochschule auch weder explizite noch implizite. Auch das ist eine Folge des Sprachgebrauches Technik, der nur an Nebensächliches und Privates erinnert.

Nun gibt es noch eine dritte Gruppe von Ingenieuren, die von vornherein die Enge des technischen Studiums, und wie es betrieben wird, erkannt haben und ihr Wissen nach allen Seiten erweiterten. Natürlich mußten sie eine Hochschule aufsuchen, wo man die Zeichenarbeit nicht nach Kilogramm maß. Das gelang, aber nun wohin? Die Technische Hochschule ist ja der Universität gleichgestellt, so steht wenigstens in großen Staatsdokumenten zu lesen. Staatsdienst oder Kommunaldienst. Ja, die übliche Laufbahn zum Baurat steht frei, aber in die Verwaltung, nein, da werden nur Juristen zugelassen. Na, dann vielleicht zur Industrie- und Handelskammer, da werden sicher Diplom-Ingenieure gebraucht, die auch noch Volkswirtschaft und Jus studiert haben. Auch das gelingt daneben, denn die Industrie- und Handelskammern, wie auch die Handwerkskammern können nur Juristen und Volkswirte gebrauchen; aber, wenn man ein Spezialfach beherrscht, kann man als Sachverständiger vereidigt werden. Auch der neue Beruf des Wirtschaftsprüfers ist für Diplom-Ingenieure so gut wie verschlossen.

Nun zu der Industrie und ihren großen Verbänden. Dort müßten doch Diplom-Ingenieure mit umfassenden wirtschaftlichen und juristischen Kenntnissen gesucht werden. Weit gefehlt, auch hier sitzt der Jurist und Volkswirt in großer Zahl und als second man der Ingenieur als Referent eines Fachgebietes, in dem er seit Jahrzehnten Tonnen produziert hat.

Nun zur Redaktion einer Zeitung oder Zeitschrift, sicher ein freier Beruf, wo es nur auf Können ankommt; aber auch hier wird der Diplom-Ingenieur nur in der Redaktion der Technischen Beilage verwendet, für eine andere Sparte fehlt ihm der öffentliche Glaube. Wenn Sie sich Arno W. Müller nennen, können wir Sie in der kommunalpolitischen und wirtschaftlichen Redaktion gebrauchen, aber als Dipl.-Ing. W. Müller sind Sie eine glatte Unmöglichkeit.

Und nun ging der Dipl.-Ing. W. Müller in das politische Getriebe, wurde M. d. R. und der erste Sprecher seiner Partei in Wirtschafts- und Finanzsachen. Aber, je erfolgreicher er wirkte, desto mehr mußte man sich hüten, ihn als Diplom-Ingenieur zu bezeichnen, er hätte jedes öffentliche Vertrauen verloren, denn man kann sich wohl in Deutschland vorstellen, daß ein Mann, der nach einem Studium von sechs Semestern eine Doktorarbeit über die „Organisation des Flaschenbierhandels“ gemacht hat, Kanzler und Außenminister wird, aber nicht, daß ein Diplom-Ingenieur über etwas anderes sprechen kann als Technik, worunter man das Hantieren mit Zirkel und Lineal, mit Eisen und Steinen versteht.

Auch das liegt an dem Sprachgebrauch Technik und an der mit ihm verbundenen Vorstellung. Er studiert Technik, die Ingenieurverbände reden nur von Technik, feiern Feste der Technik, errichten Häuser der Technik usw. Noch einmal: „Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.“

Der Beruf des Diplom-Ingenieurs ist wirklich ein Beruf ohne Raum.

Ist das nun immer so gewesen? Ist das naturbedingt und gewollt? Diese Fragen werden 99 % mit einem glatten Ja beantwortet, denn die Gegenwartsbildung gestattet kaum eine andere Antwort. Auch die Historiker der Technik,

⁴ Grueneberg, Horst: Der Ingenieur und die Politik. — Die Tat 23 (1931/1932) 1000—1004

wenn man so sagen darf, geben uns keine Antwort, auch ihnen ist die Technik Handwerkskunst, Privatsache. Sie erzählen uns, welche handwerklichen Fertigkeiten die alten Assyrer, Babylonier und Ägypter schon gehabt haben, oder welche Erfinder, Erfindungen oder Industrielle erfolgreich gewesen sind, aber die Technik als Lebensäußerung der Gesellschaft, des Staates, der Rasse, ist auch ihnen unbekannt. Nur Houston Stewart Chamberlain⁵ und Oswald Spengler⁶, beide keine Ingenieure, fassen die Technik als Lebensfunktion der Gesellschaft, als Ausdruck der Rasse, als politische Funktion, als Taktik des Lebens auf. Auch Walter Rathenau⁷ ahnt etwas davon, wenn er erklärt, daß Wirtschaften nicht Privatsache, sondern Staatsache sei. In neuerer Zeit hat auch Siegfried Hartmann den Satz ausgesprochen: „Die staatsmännische Leitung und Führung der technischen Arbeit fehlt heute.“ Damit meint er nicht eine bürokratische Reglementierung oder gar Sozialisierung, sondern er vermißt Leitung und Führung durch den Staat.

Blicken wir nun in die Geschichte hinein, so finden wir, daß die Ausübung des Handwerks immer Privatsache gewesen ist, daß aber das, was wir heute Technik nennen, immer Staatssache war. Alle großen technischen Werke des Altertums, alle Bauten, Kanäle, Verkehrswege, Bewässerungs- und Entwässerungs-Anlagen, kurzum aller Bedarf der Allgemeinheit, sei es zu friedlichen oder kriegerischen Zwecken, wurde leitend und führend vom Staate hergestellt. Wenn wir von 1 bis 2 Jahrhunderten spätrömischer Geschichte absehen, die uns als Auflösungs- und Verfallzeit bekannt ist, so ist es auch in Westeuropa bis zur französischen Revolution so gewesen. Erst auf der Grundlage der Errungenschaften der französischen Revolution (Gewerbefreiheit, Freizügigkeit des Kapitals und der Person, Privatbesitz vom Staate besser geschützt als das Allgemeinwohl) entwickelte sich das Gebiet der Technik zum Tummelplatz privater Betätigung und zu einer Gelegenheit, unter dem Schutze des Staates die Allgemeinheit auszubuten. Dem zukünftigen Geschichtsschreiber wird das 19. Jahrhundert als ein großer Ausnahmezustand erscheinen, in dem das Privateigentum und privater Nutzen vom Staate besser geschützt wurde als Gemeinwohl und Gemeineigentum. Der sogenannte Fortschritt, die überaus lebhaft entwickelte, unsere Monopolstellung Westeuropas deckte diesen Grundfehler leidlich zu. Die Technik war der Leitung und Führung des Staates entglitten, wurde zur Nebenerscheinung der Kultur, zu einer Betätigung, die gleichsam neben dem Leben der Gesellschaft und des Staates lag und den Staat eigentlich nur als Auftraggeber und Steuerzahler berührte. Es entstand ein Wirtschaftsstaat neben und im Staate, und beide kämpften sogar um die politische Macht im Staate. „Die Staaten unserer Tage sind tiefverschuldete Bettler“, sagt Walter Rathenau, verschuldet einem privaten Kapital, dessen Besitz derselbe Staat schützt und garantiert. —

Mit der Technik nahm man auch den Ingenieur mit seiner Ausbildung und seinem ganzen Schaffen aus dem Kulturleben des Staates und der Gesellschaft heraus und vereinigte ihn für ein privates Nebenunternehmen. Diese Isolierung ist soweit durchgeführt, daß Ingenieure sich glücklich fühlen, daß sie in einer völlig neutralen Tätigkeit eingefangen sind und sich um politischen Kram nicht zu kümmern brauchen. Unter den 397 Abgeordneten des Deutschen Reichstages der Vorkriegszeit war kein einziger Ingenieur!⁸ Erst wenn man diese widernatürliche Isolierung

und ihre Entwicklung erkannt hat, kann man über Weltanschauung des Ingenieurs, über Philosophie der Technik und ähnliches schreiben. Die bisher bekannten Autoren liegen alle daneben, weil sie den gegenwärtigen Zustand als naturgegeben hinnehmen. Deshalb haben diese Schriften auch ausnahmslos etwas Gewalttätiges an sich, man will etwas beweisen und es gelingt doch nicht. In ganz ähnlicher Lage befinden sich die Historiker der Technik. Wer die Technik des Ingenieurs nicht ebenso wie die Technik des Juristen als Lebensfunktion der menschlichen Gesellschaft auffaßt, kommt nie zum Ziel. Dann ergibt sich die Kulturverbundenheit der Technik ganz von selbst und braucht nicht in gewagten Geistesprüngen gesucht zu werden.

Oswald Spengler hat das Wesen der Technik, und zwar jeder Technik, nicht nur der Technik des Ingenieurs, wohl als Erster richtig erkannt als „Taktik des Lebens“. Über den Ausdruck mag man streiten, die Sache ist richtig. Dann spricht Spengler vom „Verrat an der (Ingenieur-)Technik“, auch das ist richtig, obgleich es kein Verrat war, denn verraten kann man nur etwas, was geheim zu halten war. Die Technik des Ingenieurs war im ganzen 19. Jahrhundert und ist noch heute freies Privateigentum, ein Nebengebiet außerhalb von Staat und Gesellschaft. Daß man die Ingenieurtechnik dazu gemacht hat, darin liegt das Staatsverbrechen; daß der Staat sich der Leitung und Führung begeben hat, darin lag die staatsmännische Unklugheit. Wer Spengler nicht verstanden hat, wird auch dies wunderbarlich finden. Zur Orientierung sei deshalb daran erinnert, daß der Chinesische Staat bewußt aus staatsmännischer Klugheit das Geheimnis der Seide und des Papiers über drei Jahrtausende bewahrte und auch die anderen Erfindungen für sich behielt; dort hatte der Staat die Leitung und Führung der Technik, wie es Siegfried Hartmann auffaßt.

Aus Anlaß der 50-Jahr-Feier des Bezirks-Vereines Karlsruhe des Vereines deutscher Ingenieure hielt Rudolf Plank⁹ einen Vortrag: „Die Stellung der Technik im Rahmen moderner Kultur.“ Dieser Vortrag steht auf einer beispiellosen Höhe und gibt einen Überblick auf den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften. Aber zum Schluß will Plank der Technik und dem Techniker etwas Angenehmes sagen. Er hat die „Isolierung der Technik“ auch erkannt und möchte eine „gesunde Eingliederung der Technik in das neue wissenschaftliche Weltbild“. „Durch die Technik soll die Zivilisation ein Bestandteil der Kultur werden.“ Man sieht hier deutlich, welche gewagten Geistesprüfungen unternommen werden müssen, um aus der obengeschichterten und von Plank durchaus anerkannten „Isolierung der Technik“ zur Kultur zurückzufinden. Aber die Vergewaltigung erscheint in folgendem Satz noch deutlicher: „Ebenso wie es neben einer hochstehenden Physik auch noch eine Metaphysik gibt, die man nicht zu fürchten braucht, wenn man sie, etwa im Sinne Erich Bechers, in richtige Bahnen zu lenken und vom mystischen Jenseits fernzuhalten versteht, so scheuen wir uns nicht, der Technik eine Metatechnik an die Seite zu stellen, die den engspürigen Fachtechniker zum allgemeingebildeten, in der gesamten geistigen Kultur fest verwurzelten, schaffenden Ingenieur und Menschen weiterentwickelt.“

Tief erschüttert steht man vor einer solchen Gewalttat. Man fühlt sich ins 13. Jahrhundert zurückversetzt, in dem hochgelehrte Scholastiker sich bemühten, die Naturlehre des Aristoteles mit der kirchlichen Vorstellung von Himmel und Erde in Einklang zu bringen, und so bemüht man sich heute, die „isolierte Technik“ in das Kulturgebiet einzugliedern. Ein Versuch mit ungeeigneten Mitteln am ungeeigneten Objekt, solange das Objekt aus seiner künstlichen Isolierung nicht befreit wird. Diese künstliche und unnatürliche Stellung der Ingenieurtechnik ist aber sofort beseitigt, sobald wir auch diese Technik, wie jede andere Technik, dort ein-

⁵ Chamberlain, H. St.: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 14. Aufl. — München: Bruckmann 1922

⁶ Spengler, Oswald: Der Mensch und die Technik. — München: Beck 1931

⁷ Rathenau: W.: Von kommenden Dingen. — Berlin: S. Fischer 1918

⁸ Bach, C.: Bemerkungen zur wissenschaftlichen Ausbildung der Ingenieure und zur Frage des weiteren Ausbaues der Technischen Hochschulen. — Z. Ver. Deutsch. Ing. 52¹ (1912) 299—305, bes. 302a, Anm. 2).

⁹ Plank, R.: Die Stellung der Technik im Rahmen moderner Kultur. — Z. Ver. Deutsch. Ing. 75¹ (1931) 641—648

reihen, wohin sie gehört: in die Lebensäußerungen der Gesellschaft.

Jede Lebensäußerung führt zu einer gewissen Handhabung, Fertigkeit und schließlich zu einer Technik. Ehe es eine Wissenschaft gab, waren alle Gebiete Techniken, die ordnende Technik des Rechts, die belehrende Technik der Erziehung, die Technik der Herstellung von Gegenständen zur Erleichterung des Lebens, also das Gebiet, das wir sprachgebräuchlich allein noch Technik nennen. Erst durch Sammlung und Ordnung entsteht zu jeder Technik eine Wissenschaft, also Juristik, Pädagogik, Ingenieur. Von nun an erlernt man jede Technik durch die zugehörige Wissenschaft und die Technik selbst wird, wie Wilhelm Ostwald richtig sagt, zur angewandten Wissenschaft. Wie man den Ingenieur, der seine Wissenschaft am Hochofen verwertet, einen Betriebstechniker nennt, so ist der Richter, der Anwalt, der Lehrer im selben Sinne ein Betriebstechniker, der Wissenschaft anwendet, nicht neue Wissenschaft schürft. Selbstredend wird ein wissenschaftlich durchgebildeter Mann auf keinem Posten ohne Forscher-tätigkeit sein, der Hochofenmann so gut wie der Richter und der Lehrer. Leider haben wir es aber bisher geübt und geduldet, daß nur der Ingenieur als Techniker bezeichnet wird, selbst als Professor, während die anderen akademischen Berufe nicht nur als wissenschaftlich, nein, sogar als geisteswissenschaftlich im Sprachgebrauch dahergehen. Dieses fürchterliche Wort entstand, als man von Technischen Wissenschaften zu sprechen begann und sollte offenbar aussprechen, daß diese auch ohne Geist betrieben werden können.

Erst wenn man veraltete Denkgewohnheiten weggeräumt hat, kann man an die Hochschulreform herantreten. Wie ich in einer Rede von Karl Holl¹⁰, „Die Technische Hochschule: Bildungsanstalt oder Fachschule“ entnehme, ist an der Karlsruher Hochschule die Reform schon seit fünf Jahren durchgeführt. Ausgerechnet in Karlsruhe, der ältesten deutschen Hochschule und der einzigen, die von vornherein als wissenschaftliches Institut gegründet und auf breiter Grundlage betrieben wurde. Wer Karlsruhe noch um die Wende des Jahrhunderts gekannt hat, konnte feststellen, daß hier gar nichts zu reformieren, sondern höchstens auszubauen war. Damals wurden sämtliche mathematischen Fächer, Mechanik und Naturwissenschaften wie auf jeder Universität gelesen und nicht, wie auf anderen Technischen Hochschulen, zugeschnitten für die einzelnen Fachrichtungen des Ingenieurs. Ferner wurden sämtliche Gebiete des praktischen Rechts, das ganze Gebiet der Volkswirtschaft gelesen und durch Seminare ergänzt. Weiter gab es eine Professur für Geschichte und Literatur, eine Professur für Philosophie, ferner Lektoren für Sprachen, Vorlesungen über Pädagogik und Vorlesungen über öffentliche und private Hygiene. Hier war nur auszubauen, nicht zu reformieren.

Nach dem Jahre 1900 änderte sich das. Professoren, die auf anderen Hochschulen studiert hatten, kamen nach Karlsruhe und beanstandeten die viel zu breite Grundlage der

¹⁰ Holl, Karl: Die Technische Hochschule: Bildungsanstalt oder Fachschule. — Karlsruhe: C. F. Müller 1931

mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer, das brauche der Ingenieur nicht, er müsse viel schneller zum eigentlichen Fach kommen und vor allem mehr zeichnen, die Industrie verlange fertige Techniker. Dann wanderte die mit der Hochschule verbundene Forstakademie wieder an die Universität und damit verschwanden die juristischen Vorlesungen. So entstand aus der Bildungsanstalt die Fachhochschule. Nun versucht man, den Weg wieder zurückzugehen.

Wie die Fachhochschule beurteilt wird, dazu nur ein Beispiel: Ein Patentanwalt, der auf drei norddeutschen Hochschulen studiert hat, fand in seinem vielseitigen Berufe, daß seine mathematischen, mechanischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse manchmal nicht ausreichen, um in die Tiefe gewisser Probleme einzudringen, weil er auf diesen Gebieten nur Vorlesungen ad usum delphini gehört hatte. Seine beiden Söhne, die auch Patentanwalt werden sollen, schickt er nun zuerst auf die Universität, damit sie gerade in diesen Wissenschaften sich gründlich vorbereiten sollen! Für das Fachstudium ist die Technische Hochschule dann gut genug.

Wir stehen an einer Wende, geistig ist sie schon vollzogen, die Praxis wird folgen und wir müssen uns darauf einstellen. Wir sind die Sackgasse zu Ende gegangen, am Ende war der Zusammenbruch. Wir haben die Ingenieurtechnik über 100 Jahre als privates Unternehmen neben dem Kulturleben von Staat und Gesellschaft behandelt, das hat sich auf der ganzen Linie bitter gerächt. Dabei sind die letzten Schäden noch nicht einmal offenkundig geworden. Wir werden sie noch auskosten müssen. Sogar A. Stodola¹¹ sagte neuerdings: „Es ist offenkundig, daß wir einer Epoche schwerster sozialer Kämpfe entgegengehen.“ Diese Kämpfe wurden notwendig, weil wir die Technik nicht als Funktion des Gesellschaftslebens unter „Leitung und Führung des Staates“ aufgefaßt haben, sondern sie privater Ausbeutung und Veräußerung überließen.

Beachtenswert sind auch Stodolas Schlussfolgerungen: „So ist denn die Vereinigung von Nationalismus und Sozialismus eigentlich eine notwendige Folge neuzeitlicher Einsichten und muß wärmstens begrüßt werden, falls die beiden Bedingungen erfüllt werden: Tiefste Aufrichtigkeit und Führung durch erleuchtete Geister.“ — Letzteres ist allerdings ein uralter Wunsch aller Regierten für die Regierenden. Den Glauben an Weltwirtschaft hat Stodola verloren und Binnenmarkt (Autarkie) und Vergesellschaftung (Sozialisierung) hält er für die Zukunft. Beachtlich ist, daß er gegen Spengler heftig polemisiert, aber aus seinen Erfahrungen heraus auch keinen größeren Optimismus aufzubringen vermag.

Das Heer der Erwerbslosen ist da und wird bleiben, die Wirtschaftsführer¹² sind verschwunden teils freiwillig, teils erzwungen, das Zeitalter der Technik als Privatunternehmen ist zu Ende gedacht.

¹¹ Stodola, Aurel: Gedanken zu einer Weltanschauung vom Standpunkte des Ingenieurs. — Berlin: Springer 1931

¹² Fried, Ferdinand: Gestaltung des Zusammenbruchs. — Die Tat 23 (1931/1932) 957—986

DIPLOM-BAUMEISTER

Gegen die Bestrebungen der Absolventen der Höheren Bauschule in Stuttgart nach Erlangung der Bezeichnung „Diplom-Baumeister“ hatte der Verband Deutscher Diplom-Ingenieure bei der Württembergischen Regierung und der Technischen Hochschule in Stuttgart Einspruch erhoben. Das Württembergische Staatsministerium hat den Gründen, die gegen die Verleihung der Bezeichnung „Diplom-Baumeister“ vorgebracht wurden, insoweit Rechnung getragen, als es diese Bezeichnung versagte und verfügte, daß die Absolventen der Höheren Bauschule Stuttgart die Bezeichnung „staatlich geprüfter Bauingenieur“ erhalten.

Es ist erfreulich, daß die Regierung von der Verleihung eines „Diplom-Titels“ abgesehen hat, der die Verwirrung auf dem Gebiete der Bezeichnungen im technischen Berufe nur noch vermehrt und zur weiteren Entwertung des Grades Diplom-Ingenieur beigetragen hätte. Andererseits greift aber diese Verleihung einer Ingenieurbezeichnung der einheitlichen Regelung vor. Darüber wird demnächst noch eingehender die Rede sein müssen, da die Frage des Schutzes der Bezeichnung „Ingenieur“ nunmehr wieder in den Vordergrund der Erörterung treten wird.

Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz.

Dipl.-Ing. K. F. STEINMETZ in Berlin:

INGENIEUR-TITEL-SCHUTZ

Die erfolgte Regelung des Schutzes der Bezeichnung **Baumeister** auf dem Verordnungswege und der Referentenentwurf des Reichswirtschaftsministeriums über ein **Architektengesetz** führten dazu, daß nun wieder die Frage des Schutzes der Bezeichnung **Ingenieur**, über die seit Jahrzehnten schon so viel geredet, geschrieben und gestritten wurde, hochaktuell geworden ist. Im Verbands Deutscher Diplom-Ingenieure ist man der Überzeugung und hat dieser wiederholt Ausdruck gegeben, daß die heutigen Zeitverhältnisse lebenswichtige Fragen des ganzen Volkes zur Lösung gestellt haben, an der bestimmend mitzuwirken die notwendige und vornehmende Aufgabe aller technischen Berufsträger und ihrer Organisationen sein müßte. Ungeheuer groß ist die Zahl der stellenlosen und arbeitslosen Berufsgenossen aller Grade, und es ist noch kein Anzeichen vorhanden, daß eine Aussicht auf eine Änderung dieses furchtbaren Elendes vorhanden ist. Im Gegenteil: ständig nimmt noch die Zahl der freigestellten Arbeitskräfte im technischen Berufe zu, führen die Technischen Hochschulen, Höheren Fachschulen und die Technika verschiedenster Schattierungen immer neue Scharen Berufsanwärter dem technischen Berufe zu, von denen kaum der vierte Teil Berufsarbeit findet. Was soll all diesen Unglücklichen, diesen aus der Berufsarbeit ausgestoßenen, im besten Schaffensalter stehenden Menschen der Schutz, die amtliche Sanktion eines Titels bedeuten? Müssen diese Berufsgenossen nicht an ihren Organisationen irre werden, wenn diese in solch höchster Not einer Nation und des Berufskreises sich mit Titelfragen befassen und sich darüber befehlen?

Da ist zunächst zu sagen, daß sich die beteiligten Verbände in einer Zwangslage befinden, die durch die Baumeister-Verordnung hervorgerufen und durch das Architektengesetz verschärft wurde. Es würde eine Vernachlässigung der pflichtgemäßen Wahrung der beruflichen Belange ihres Personenkreises bedeuten, würden die Verbände nicht zu der nun einmal angeschnittenen Frage Stellung nehmen. Und mit einer generellen Ablehnung ist es auch jetzt nicht mehr getan, dazu sind die Dinge schon zu weit vorgeschritten bzw. von Interessenten vorangetrieben worden.

Fraglos ist, daß die unglückseligen Zustände im technischen Berufe nicht dieses Ausmaß hätten annehmen können, wenn schon viel früher eine klare, eindeutige Regelung durchgeführt worden wäre. Dazu ist der günstige

Zeitpunkt — um die letzte Jahrhundertwende — ungenützt, oder richtiger: falsch genützt, vorübergegangen. So ist heute die Schutzfrage viel schwieriger und verwickelter geworden und ihre Lösung so, daß alle beteiligten Gruppen voll befriedigt werden, daß keine Gruppe benachteiligt wird bzw. sich benachteiligt fühlt, begegnet außerordentlichen Schwierigkeiten, die praktisch kaum zu überwinden sind.

Solange nur das Architektengesetz zur Diskussion stand, konnte man hoffen, daß die Verbände der Ingenieure der verschiedensten Fachrichtungen und Ausbildungsgrade zu einer Einigung kommen, und zwar derart, daß sie gegen eine solche Teillösung sich wenden und verlangen, daß diese Sonderfrage zurückgestellt wird bis die Zeitverhältnisse es gestatten, mit gutem Gewissen eine Gesamtlösung in Angriff zu nehmen. Denn man kann zu dem Architektengesetz selbst stehen wie man will, das wird man zugeben müssen, daß es sich hier um einen Personenkreis handelt, der nur einen Bruchteil der technischen Berufsträger umfaßt, und daß wirklich der Schutz dieser Bezeichnung nicht so brandeilig ist, wie es von besonders interessierter Seite dargestellt wird. Aber nun ist die Sachlage eine andere geworden. Im **Verein deutscher Ingenieure**, dem größten technisch-wissenschaftlichen Verein, hat man beschlossen, die Frage des Schutzes der Bezeichnung **Ingenieur** wieder aufzugreifen und einen solchen Schutz durch ein Rechtsgesetz zu betreiben; als Diskussionsgrundlage der Frage, namentlich hinsichtlich der Abgrenzung des Personenkreises, der sich künftig **Ingenieur** soll nennen dürfen, hat man den Gesetzentwurf des Vereins vom Jahre 1928 wieder hervorgeholt. Dieser Entwurf stand auf der Vorstandsratssitzung des Vereins 1928 (Essen) zur Verhandlung und hat nicht volle Gegenliebe gefunden. Der Beschluß im Verein deutscher Ingenieure hat dem **Reichsbund Deutscher Technik** Veranlassung gegeben, sich nun auch mit der Frage zu befassen und den Entwurf des Vereines deutscher Ingenieure in seinen Ortsvereinen usw. zur Besprechung zu stellen.

So ist der Motor angekurbelt, und die Dinge kommen wieder einmal in Fluß. Und es muß auch im **Verbands Deutscher Diplom-Ingenieure** die Frage erörtert und zu dem Entwurf des Vereines deutscher Ingenieure kritisch Stellung genommen werden, unbeschadet des aufrecht erhaltenen Standpunktes, daß diese Titelschutz-Fragen hinter wichtigeren Fragen zurückzutreten hätten.

LAPICIDA:

BETRACHTUNGEN

Verständlich vom Standpunkt des Einzelnen gesehen, mag es sein, daß über der Wirtschaftskrise mit ihren verheerenden Begleiterscheinungen der Blick auf das Ganze, vor allem der Blick darauf verhindert wird, daß wir am Ende einer Zeitepoche und am Anfang einer neuen stehen. Die Nöte des Alltags, die Sorge um Arbeit und Brot, die Unsicherheit wirtschaftlicher und politischer Gestaltung, sie nehmen den Blick allzu sehr gefangen und lenken ihn nur von dem Heute auf das unmittelbare Morgen, trüben Blick und Willen auf ein kommandes Neues. Dabei wird wohl auch übersehen, daß diese wirtschaftliche Krise, in der wir seit Jahren stehen, und aus der wir anscheinend nicht herausfinden können, beeinflusst wurde in ihrem Werden und in ihrem Vergehen beeinflusst werden wird durch die geistige Haltung, durch die geistige Situation unserer Zeit und ihre Neugestaltung. Immer ist es und wird es der Geist sein, der

die Form schafft und zerbricht. Wer das Neue will und Blick und Willen ernsthaft darauf richtet, muß zuerst die geistige Situation unserer heutigen Zeit erkennen und ihr Werden verstehen. Man muß die Vergangenheit kennen und die Gegenwart begreifen, wenn man eine Zukunft vorbereiten will und muß sich klar sein, daß Stillstand in der Entwicklung Untergang bedeutet, daß eine Gesellschaft nie statisch, nie ein Endzustand, nie eine Vollkommenheit sein kann, sondern stets dynamisch sein muß, immer in Bewegung, im Drang nach Vervollkommnung ist — oder sie ist es nicht.

*

Notwendig ist, an diese Dinge als akademischer Mensch, das heißt mit wissenschaftlichem Geiste, heranzugehen, nicht von einem dogmatischen, einseitigen, parteipolitischen Standpunkt aus. Parteipolitik hat aus-

zuscheiden. Freilich, die Probleme sind zwar politischer Natur insofern, als ihre möglichen Lösungen politisch auszuwerten sein werden. Und die Betrachtung der Dinge kann jederzeit so angesehen werden, als wenn sie vom Standpunkt einer politischen Partei aus geschehe oder Kritik an der einen oder anderen Partei geübt werde. Davon muß man sich frei machen, wenn man an die Probleme herangeht, deren Lösung nur durch radikales Fragen, das A und O wissenschaftlichen Denkens, erlangt werden kann. Und hüten wir uns vor einem zweiten: vor dem Glauben, das Menschentum in starre Formen, mathematisch und technisch fundiert, einzwängen zu können, im weitesten Sinne zu mechanisieren. Das, was den Menschen dieses Planeten eigentlich ausmacht, wodurch er nur lebt und in dem er nur leben kann, würde vernichtet; der abendländische Mensch würde versinken, begraben werden unter den Trümmern seiner zusammenstürzenden Kultur.

*

Der Probleme, die zusammen das Problem der geistigen Situation ausmachen, sind viele; sie stehen aber untereinander, zueinander in solch engen Beziehungen, Verflechtungen, daß sie schwer einzeln herauszugreifen sind und gesondert betrachtet werden können. Packen wir die Dinge irgendwo an, am Ende wird man immer wieder auf die Frage, die Grundfrage, stoßen: wie denke ich die Gesellschaft und mit ihr den Staat? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Geisteshaltung in wesentlichsten Punkten ab. Die Beantwortung dieser soziologischen Frage ergibt das Fundament, auf dem das Staatsgebäude errichtet wird. Wer ein Haus bauen will, zweckmäßig und wohnlich, muß zuerst Klarheit über das Fundament gewinnen. Auf ihm können die wohnlichen Räume errichtet und in ihrem Innern dem jeweiligen Zwecke nach ausgestattet werden. So wird auch das Staatsgebäude, in dem die Gesellschaft lebt, errichtet; und es möge Kampf herrschen und Wettstreit über die Ausgestaltung der einzelnen Räume, ja immer wird darum Kampf herrschen müssen, ohne den eine Entwicklung nicht denkbar ist. Aber das Fundament muß feststehen, der Streit wird nicht um das Fundament selbst gehen dürfen.

*

Unsere heutige Situation ist aber gekennzeichnet dadurch, daß wir im Streite stehen um das Fundament, und der Streit wird auf der Ebene der politischen Parteien auszufechten versucht. So sind wir — auch soziologisch gesehen — in eine Periode der letzten Entscheidungen eingetreten. Da gilt es Klarheit zu gewinnen, mit ernstem Willen an die Beantwortung der fundamentalen Fragen heranzutreten, die radikal gestellt werden müssen, um den Dingen und ihren Folgerungen auf den Grund zu sehen. Hier hilft, so weit wie die Dinge schon gediehen sind, kein Ausweichen, kein Kurieren an Symptomen, hier hilft nur die klare, eindeutige Antwort und Stellungnahme. Und jeder Einzelne muß sich diese Frage vorlegen und sich entscheiden; aber auch jede Gemeinschaft, wie sie auch beschaffen sein mag, wird Stellung nehmen müssen, um zu sehen, wo sie steht und wo sie in Zukunft zu stehen haben wird, ob und welche Aufgaben ihr in dem werdenden Neuen gestellt sein werden. Alle Organisationen, mögen sie heißen, wie sie wollen, in unserem heutigen Staate müssen sich mit dem Blick aus dem Alten in das Neue die Frage stellen, wie sie sich in das künftige Haus einfügen wollen und können. Dabei wird oberster Gedanke und höchste Forderung sein müssen, daß diese Eingliederung in die Gesellschaft zum Zwecke der Förderung des gemeinen Besten zu erfolgen hat, daß keine Gemeinschaft Selbstzweck, um ihrer selbst da ist, auch nicht lediglich zur Förderung der von ihr umschlossenen Einzelnen, sondern diese Förderung ihrer Gemeinschaft im Rahmen des Ganzen und mit dem Blick auf das Ganze erfolgen muß.

*

Karl Marx und seine Jünger wollen in der Menschheitsgeschichte nichts anderes als wirtschaftliche Kämpfe sehen, Kämpfe der in „Klassen“ gespaltenen Gesellschaft um die materiellen Güter des Erdenseins, von denen die kulturellen abhängig seien. So tritt die „Wirtschaft“ in den Vordergrund und an eine Stelle, die ihr nicht zukommt. Diese falsche Rangordnung gilt es klar zu erkennen; aber auch, daß nicht wirtschaftliche Klassenkämpfe die Menschheitsgeschichte ausmachen, sondern: es war immer und stets der Kampf um die optimale Form der Gesellschaft. Die wird zwar nie erreicht werden, das würde Erstarrung und Tod bedeuten, aber maßgeblich ist das Streben nach der optimalen Form! Und der Geist, der den Einzelnen und die Ganzheit beseelt, dessen Dienerin die Wirtschaft ist und bleiben muß, wird es sein, der die Form schafft und in lebendigem Flusse stets vervollkommen wird. Der Primat der Menschheit ist und wird sein: der geistige Inhalt des Lebens.

*

Wir müssen uns frei machen von dem Gedanken, der fast zu einem Grundsatz geworden ist, daß die Menschheitsgeschichte über größere Zeiträume gesehen eine stete Entwicklung vorwärts und aufwärts sei. Aus diesem Gesichtswinkel heraus sehen wir die Geschichte nur äußerlich, sehen nur die äußeren Formen, in denen sich das Leben einer Epoche vollzog. Allzu sehr haben wir uns daran gewöhnt, eine Zeitepoche und die Entwicklung zu messen an dem „Werkzeug“ (im weitesten Sinne), das die neuere Zeit in so ungeahnter Weise ausgebildet hat. Wir müssen tiefer schürfen, um Erkenntnis zu erlangen, müssen vordringen zum Urquell der Dinge: zu der Wesenheit des Menschen selbst. So nur werden wir erkennen können, daß die Menschheitsgeschichte stets war, aber auch immer sein wird: Werden und Vergehen und Erneuern, ein ständiger Kampf um die Lebensform mit dem Ziele und Streben, dieser den höchstmöglichen Inhalt zu geben. So gesehen, sind vergangene Epochen im Vergleich zu anderen oder zu unserer heutigen Zeit nicht minderwertig; wir müssen den falschen Stolz ablegen, mit dem wir auf frühere Zeiten herabsehen, aus dem heraus wir glauben, daß wir „es herrlich weit gebracht“ haben. Solche Betrachtungsweise bedeutet eine Herabminderung unserer heutigen Epoche, denn zweifellos werden nach uns Zeiträume kommen, die weit „vollkommener“ sind; jedes Zeitalter hat seinen Wert durch das Ringen des menschlichen Geistes und der Herzen um höchste Lebensform.

*

In unserer Zeitepoche hat die Große französische Revolution der Idee des Individualismus zum Durchbruch und zur politischen Herrschaft verholfen. Und diese Ideenrichtung, die zweifellos große Aufgaben gelöst hat, liegt heute im Kampfe mit einer werdenden neuen Denkweise. Was werden will, werden wird, welche geistige Idee aus unserer heutigen geistigen Situation geboren werden und Fundament der kommenden Epoche sein wird, sie wird eine Abkehr vom Individualismus und von der realistisch-materialistischen Denkweise sein. Nur die Grundrichtung vermögen wir zu erkennen, das Fundament. Die Ausgestaltung dieses „Hauses“, in dem die künftigen Generationen wohnen werden, kann wohl akademisch erörtert werden, die Wirklichkeit wird Entwicklung, wird Kampf der Geister um die optimale Lebensform sein. Um die Grundideen klar zu sehen, muß die Wesenheit des Menschen erkannt werden, über welche die radikale Frage zu stellen ist, deren eindeutige Antwort nur durch Zu-Ende-Denken erlangt wird. Wie denke ich den Menschen? Die Antwort auf die Frage ist bestimmend für das Wesen der Gesellschaft und für ihre politische Organisation. Und in allen Zeitepochen war für die geistige Situation die Antwort richtunggebend. Sie wird auch das Werdende bestimmen.

Dr.-Ing. KURT FR. A. HALLER in Berlin-Schöneberg:

AN DER WEGSCHEIDE

Kaum ein Jahr ist verflossen, seitdem hier über „Weltkrisen-Dämmerung“ geschrieben wurde. Wer wagt heute noch ernstlich daran zu glauben, daß es sich nur noch um eine Krise handelt? Zwar will man es nicht offen eingestehen, aber das mangelnde Eingeständnis ändert an den Tatsachen nichts, daß wir nicht mehr in einer Weltwirtschaftskrise, sondern an einer Kulturwende, besser ausgedrückt, an einer Weltenwende stehen.

Es ist ein anderes Fluidum, es sind andere Schwingungen, die die Völker der Erde bewegen. Wir in Deutschland spüren das neue Brausen im Weltgeschehen zuerst. Eine neue Melodie will geboren werden, nach der die Menschheit ihr Leben und ihre Lebensformen sich wird einrichten müssen. Müssen! Denn wer nicht erkennt, daß der Einzelne auf alter Bahn trotz Mut, Tatkraft, klarer Überlegung und Zielsetzung sein Leben nicht mehr meistern kann, daß alle unsere Berechnungen und Bemühungen, gebunden an alte verstaubte Verfahren, scheitern müssen, weil irgendeine neue schwingende Energie in unser Leben eingreift, dessen Wollen wird vergebens sein und zerbrechen.

Meist wird die Lage nur aus der Projektion des eigenen beschränkten Beschäftigungsgebietes gesehen, über die hohen Steuern, zu hohe oder zu niedrige Löhne geklagt, die Schuld auf die Überproduktion, die Reparationen, die Zollgrenzen, die Rationalisierung, die Staatseismischung und tausend andere Einzelheiten geschoben. Die vorgeschlagenen Heilmittel sind die üblichen Symptomkuren.

Und unsere Führer, gewohnheitsmäßig Wirtschaftsführer und Staatsmänner genannt, zeigen mit sehr wenigen Ausnahmen völlige Ratlosigkeit.

Unser Leben ist schicksalsgebundener geworden. In schicksalsgebundenen Zeiten — das sind meistens die Zeiten einer Kulturwende — gibt es nur zwei Dinge, die uns retten können: Glaube und Opferwille! Nicht blinder passiver Glaube, denn Glaube ist Schwingung, Wellen, auf die das Schicksal seine Energien aufsetzen kann. Tätiger Glaube ist not! In außergewöhnlichen Zeiten helfen nur außergewöhnliche Taten! Aber diese Taten müssen wir selbst und einzelne führende Persönlichkeiten aus unserem Volk vollbringen. Und diese Taten erfordern Opfer, und nochmals Opfer, die jeder willig auf sich nehmen muß.

Die seelischen Schwingungen des Glaubens müssen kraftvoll und energiebeladen sein. Klar und kühl den Dingen in die Augen sehen, voll unerschütterlichen Glaubens an unsere Zukunft, das ist gesunder Optimismus, der uns überall fehlt.

Viele unserer Volksgenossen stehen vor den Trümmern ihrer Arbeit. Ihr Optimismus hat sie betrogen, sie stehen vor dem Ende, dem Nichts. Was nützt aller Fortschritt, klagen sie, wenn wir täglich ärmer werden? Wozu elektrisches Licht, wenn wir nicht einmal Petroleum bezahlen können? — Also ist schwärzester Pessimismus die richtige Einstellung zur heutigen Zeit und zu unserer Zukunft! Wie soll es auch besser werden, wenn der Wirtschaftskörper weiter vernichtet wird? Es kommt zur Weltenwende, gewiß, aber nicht etwas Großes, etwas Neues will geboren werden — sondern etwas ganz Großes wird vernichtet. Dahinter, hinter dem Heute, liegt das Ende einer großen Kultur. . . .

Aus Amerika herüber klingt es: Wo ein Wellental sich bildet, ist daneben ein Wellenberg im — Entstehen. Wir Menschen sind die Pünktchen auf der Welle — auch auf der Krisenwelle. Wichtig ist es nur, auf der richtigen Welle zu reiten, die aufwärts — und nicht abwärts führt! abwarten, stillhalten und gottergeben hoffen auf den „Swing“, der wieder nach der anderen Seite schwingt, um Gotteswillen aber sich nicht einmischen. Das sind die ganz Weisen von drüben. Hinter dieser Einstellung liegt das Ende einer großen Kultur. . . .

Wirtschaft ist nur die eine Seite menschlichen Seins, die andere Seite liegt in der Politik. Die Vorgeschichte der jetzigen Zustände liegt in den Erschütterungen des Weltgeschehens durch die Kriege, die seit dem 18. Jahrhundert die Wirtschaftsentwicklung in ununterbrochener Folge erschüttert haben. In Europa waren es die langanhaltenden Krisenzeiten nach den Napoleonischen Kriegen, nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 und jetzt nach dem Weltbrande. Das sind die „langen Wellen der Konjunktur“, die von unzähligen kleinen Wellen überlagert werden.

Politische Umwälzungen hatten jedesmal wirtschaftlichen Unsinn im Gefolge. Aber dank der Begrenzung derartiger politischer Änderungen waren immer genügend gesunde Kräfte in den nicht betroffenen Gebieten vorhanden, die dem wirtschaftlichen Unsinn überwinden halfen.

Ganz anders heute! Dem auf dem Boden jüngsten politischen Geschehens gewachsenen wirtschaftlichen Widersinn ist nicht mit den gebräuchlichen Mitteln beizukommen. Im Gegenteil! Gerade die Anwendung dieser alten Mittel treibt den Widersinn wirtschaftlichen Geschehens bis zum Äußersten. Man schafft Millionen Arbeitsloser trotz vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten. Man verfeuert Mais und Kaffee in südamerikanischen Lokomotiven. Baumwolle und Getreide vernichtet man, während die Hälfte der Menschheit in zerfetzten Lumpen geht und Hunderttausende in Europa und Asien Hunger leiden.

Also ist die Krise nicht eine Krise des Wirtschaftssystems allein, sie ist vielmehr eine Krise der wirtschaftlichen Unvernunft, die ein Kulturvolk im Kerne Europas in haßverblendeter, kurzsichtiger Weise aus den weltwirtschaftlichen Zusammenhängen herausgerissen hat, so daß ein Einfügen nicht mehr möglich erscheint. Und so stehen wir vor der Krise der Staatspolitik.

Durch die Unvernunft der Weltwirtschaftspolitik und der daraus sich ergebenden Wirtschaftskrise ist aber die Entwicklung nur beschleunigt worden. Die Kulturwende, die vielleicht in milderer Form, ohne so heftige Geburtswehen, wie wir sie heute erleben, gekommen wäre, ist bedingt durch die Entwicklung der marxistischen Weltanschauung, durch das Werden der Kommune. Und diese Weltanschauung ist begünstigt worden durch die „langen Wellen der Konjunktur“.

Erst auf dem vom Marxismus vorbereiteten Boden entstanden die riesigen internationalen Verflechtungen eines Pseudokapitalismus. Die Problematik des Kapitalismus ist nicht der Grund des Marxismus, sondern erst seine Folge! Die von Kapitalkapitänen kontrollierten Gebilde wachsen den Kontrolleuren über den Kopf und jedes neue Bersten eines solchen Gebildes zeigt die Unmöglichkeit, mit den zurzeit gebräuchlichen Methoden der Neuen Zeit beizukommen.

Deutschland ist aufs äußerste erschöpft. Der vorhandene Staat scheint auch keinen besonderen Anreiz mehr zur besonderen wirtschaftlichen und politischen Entfaltung zu bieten. Und wir im Lande wissen zu wenig von dem Deutschland, wie es nach außen auf Freund und Feind wirkt. Wir müßten mehr davon wissen, dann würden wir gelassener die Bahn der täglichen Not durchschreiten, wir würden mehr getragen sein vom Bewußtsein seiner unzerstörbaren Kraft und des Wertes seiner alten Kultur, die uns die Hoffnung geben kann, der neuen Zeitwende mit mehr Ruhe entgegenzusehen.

Lord D'Aberton, der frühere englische Botschafter in Berlin, der letzte große Kritiker des deutschen Volkes schrieb: „Wenn man Deutschland mit den umwohnenden Völkern vergleicht, gewinnt man den vorherrschenden Eindruck von Gründlichkeit, Ernsthaftigkeit und Stärke. . . . Der Deutsche besitzt neben diesen Charakterzügen eine berufliche Eignung sowohl auf dem industriellen wie auf dem finanziellen Gebiet, die kaum übertroffen wird. Ihre Stärke

in dieser Hinsicht, die sich sonst so außerordentlich selten in Verbindung mit militärischer Begabung findet, ist eine Besonderheit des deutschen Charakters, die Deutschland immer eine Stellung unter den mächtigsten Völkern der Erde einräumen wird.“

Die Liebe zum Vaterland wird uns niemand abstreifen. Aber wir brauchen eine neue Vaterlandsliebe, um uns der neuen Zeit anzupassen, die kommt, ohne daß wir es wollen oder wünschen. „Wer, ganz einfach, ein zutreffendes Bild seines Lebens im Herzen trägt und danach seine Arbeit, sein Denken, seine Politik gestaltet, der pflückt den ersten Zweig vom Baume der neuen Vaterlandsliebe“, schrieb Eugen Diesel. Und weiter steht in seinem Buche „Die Deutsche Wandlung“: „Es wird nicht wenige geben, die nunmehr ein Programm oder Hinweise auf die zu ergreifenden ‚Maßnahmen‘ erwarten. Sie sind gewohnt, irgend etwas aus den Rüstkammern von Partei, Parlament, Regierung, Recht, Staat, Politik, Behörde, Wirtschaft angewendet und damit die Mechanik der Völker bewegt zu sehen.“

Aber in unserer Zeit sind andere Dinge vonnöten. Wir dürfen nicht auf Abschnitte vergangener Entwicklungen und auf das abgenutzte Rüstzeug, sondern wir müssen auf grundlegende und menschlichlebendige Dinge zurückgehen. Durch Massendarbietungen und den intellektuell-mechanischen Zeitgeist ist unsere Denkweise verdorben, sie hat

jede lebendige Anschauung verloren und verwechselt das Praktische mit dem Unpraktischen. Geist- und gesinnungsloses Verkoppeln intellektueller und politischer Mechanismen vermag uns einer würdigeren Zukunft nicht um einen Meter näherzubringen; es ist bestimmt, vor dem Geiste einer sich neu bildenden Welt wie ein Haufen loser Blätter fortgeweht zu werden.

Das werdende Deutschland kann den Weg des seelischen Todes, es kann auch den des lebendigen Geistes gehen. Es handelt sich um die Entscheidung schlechthin.

Wir hoffen, daß der einzelne Deutsche der Zukunft auf dem ihm zugewiesenen Schauplatze, in seiner Nation, so zu wirken vermag, daß sie ein festes menschliches Gepräge gewinnt.

Je mehr das Volk für den Einzelnen, der Einzelne für das Volk bedeutet, je mehr Möglichkeit sich bietet, in einem Volke groß zu sein, je mehr das Volk für die Welt für die anderen Nationen bedeutet, um so näher steht sie dem Höchsten, was zu leisten einer Nation überhaupt beschieden sein kann.“

ARGUS:

RANDBEMERKUNGEN

Ein merkwürdiges Urteil

Vor einiger Zeit ging ein Urteil der Disziplinkammer durch die Presse; verurteilt wurde ein Ministerialrat zur Dienstentlassung mit 80 % seines Ruhegehaltes. Der Bestrafte hatte sich zur Betreibung von Nebengeschäften den Titel „Geheimer Justizrat“ zugelegt und zu seinen Geschäften einen Dienststempel benutzt. In der Urteilsbegründung wurde u. a. gesagt: „Durch all dies hat sich der Angeklagte des Ansehens und Vertrauens, das ihm als hohem Staatsbeamten gezollt wird, unwürdig gezeigt.“

In der Allgemeinheit, die die Kosten für die Pension aufbringen muß, versteht man nicht, daß ein Beamter, der sein Amt mißbraucht und „unwürdig“ ist, solches Amt zu bekleiden, 80 % der Ministerialrats-Pension erhält. Also dafür bezahlt wird, daß er keinen weiteren Mißbrauch mehr treibt!

Zur Siedlungsfrage

Der als „Langnamverein“ bekannte „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen im Rheinland und Westfalen“ (Düsseldorfer) hat an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, die sich mit der Siedlungsfrage beschäftigt. Die sogenannte Stadtrandsiedlung, wie sie allenthalben in Angriff genommen und von den Behörden betrieben wird, sei unwirtschaftliche Fehllösung; eine großzügige Umsiedlung nach Ostdeutschland und Mitteldeutschland, aber nicht auf zerstreut liegende Hofstellen, sondern als Produktionsgemeinschaften in geschlossenen Siedlungen sei notwendig und dringend.

Die Erkenntnis bricht sich also Bahn, daß die Lösung des Problems in dem Ausgleich zwischen Industriewirtschaft und Agrarwirtschaft gesucht werden muß, worauf schon vor Jahr und Tag hingewiesen wurde. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß bei dem in Deutschland an und für sich knapp vorhandenen Boden eine reine Ackerwirtschaft des Siedlers nicht ausreicht, um ihm den Lebensunterhalt nicht bloß zu sichern, sondern ihm auch einen Aufstieg zu ermöglichen. Der Ausgleich kann nur gefunden werden in der Verbindung der Siedlung mit industrieller Arbeit. Unter solchen „Produktionsgemeinschaften“ sollten „In-

dustriesiedlungen“ verstanden werden; Ansiedlung der Werkleute um das Werk. Die technisch-industrielle Entwicklung hat längst die Mittel an die Hand gegeben, um die zentralisierte Industrie zu dezentralisieren, wo die Vorbedingungen dazu gegeben sind (Teilfabrikation, Zubehörindustrie usw.). Doch sollte die „Industrie“ auch in dieser Hinsicht nicht alles vom Staate und von behördlichen Organisationen erwarten oder verlangen, sondern selbst die Dinge in die Hand nehmen und einen Anfang machen.

Diplom-Unfug und kein Ende

Daß der Akademische Grad Dipl.-Ing., der mangels jeder anderen Kennzeichnung des Ingenieurs mit abgeschlossener Hochschulbildung gleichzeitig Standesbezeichnung der technischen Akademiker ist, niemals den bei seiner Einführung gewollten Zweck erfüllen wird, darüber war man sich in einsichtigen Kreisen schon um die Jahrhundertwende klar. Aber schließlich blieb nach Lage der Dinge ja nichts anderes übrig, als sich mit den Tatsachen abzufinden und zu versuchen, aus der Sachlage noch möglichst viel herauszuholen. Daß es dem Verbands Deutscher Diplom-Ingenieure in zäher Kleinarbeit gegen heftige offene und versteckte Widerstände gelungen ist, die Kenntnis des Inhaltes dieser Bezeichnung in der Allgemeinheit stark zu verbreiten und damit das Ansehen, die Wertung und Geltung der Diplom-Ingenieure zu fördern, ist unbestritten. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir in eine rückläufige Bewegung hineingekommen sind, zu welcher der so häufig schon gekennzeichnete Diplom-Unfug den wesentlichsten Beitrag liefert. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn eine Tageszeitung folgende Nachricht bringt:

„Mittelläufer Ludwig Leinberger, der sich augenblicklich als Diplom-Fußballlehrer in Koburg-Neustadt beim dortigen FC. betätigt, wird in der nächsten Saison seine Trainereigenschaften Jahn-Regensburg zukommen lassen.“

Es erweist sich allmählich als ein Kampf gegen Windmühlenflügel, wenn man gegen diesen Unfug ankämpfen wollte. Diese Lawine ist im Rollen und kann nicht aufgehalten werden. Um so weniger, als ja auch die Technischen Hochschulen teilnahmslos diesen Dingen zusehen oder selbst-

fördernd sind; man braucht nur an den neuen „Diplom-Brauer“ der TH München zu denken, die ja auch schon früher dem Diplom-Volkswirt den „Diplom-Wirtschaftler“ beigegeben hat. Hier gibt es nur noch eine Radikallösung: die Abschaffung der verfehlten Bezeichnung Diplom-Ingenieur und der Ersatz durch eine eindeutige nicht verwechselbare Kennzeichnung der Absolventen der Technischen Hochschule. Freilich, der Ton muß auf „Hoch-“ liegen! Solange nicht dafür gesorgt wird, daß die Technischen Hochschulen tatsächlich Hochschulen im besten Sinne und anknüpfend an die alte Überlieferung werden, solange ist eine Beseitigung der unbefriedigenden Zustände auf dem angezogenen Gebiete wie auch auf anderen Gebieten nicht gut denkbar.

Ersatz der Kosten für „Vorstellung“

Vielfach entstehen Streitigkeiten über den Ersatz der Kosten, die einem Dienstnehmer entstehen, wenn er sich bei einem Unternehmen usw. auf dessen Aufforderung hin „vorstellt“. Besonders streitig wird die Frage des Ersatzes der Kosten immer dann, wenn diese „Vorstellung“ nicht zum Abschluß eines Dienstvertrages führt. Hier hat nun das Reichsarbeitsgericht in seiner Sitzung am 10. Februar 1932 ein Urteil (— 556/31 —) gefällt, das von besonderer Tragweite ist.

Der Kläger hatte sich auf eine ausgeschriebene Stellung beworben und die Aufforderung erhalten, sich „zwecks unverbindlicher Rücksprache vorzustellen“. Nachdem es zu einem Vertragsabschluß nicht kam, verlangte er Ersatz der ihm dadurch entstandenen Kosten. Das Landesarbeitsgericht hatte der Klage stattgegeben; es sah in der Aufforderung zur Vorstellung zwecks unverbindlicher Rücksprache das Angebot zu einem Vertrag im Sinne des § 675 BGB., mindestens aber eine stillschweigende Zusage zur Kostenerstattung für die Vorstellung. Das Reichsarbeitsgericht hat aber die Klage abgewiesen und entschieden, daß in den Vorgängen eine vertragliche Vereinbarung auf Kostenerstattung nicht zu erblicken sei.

Es empfiehlt sich deshalb, in solchen Fällen vorher eine eindeutige Vereinbarung über die Erstattung der Kosten zu treffen.

Eine Mahnung und eine praktische Auswertung

In der letzten Denkschrift des Rechnungshofes zur Reichshaushaltsrechnung findet sich hinsichtlich der Neubautätigkeit des Reiches und der Körperschaften folgende Mahnung:

„In der heutigen schweren Zeit müssen sich sämtliche öffentlichen Dienststellen in ihren Unterkunftsansprüchen bescheiden und sich auch mit Unterkünften zufriedengeben, die nicht alle unter anderen Zeitverhältnissen berechtigten dienstlichen Wünsche befriedigen.“

Über eine Auswirkung dieser Mahnung berichtete die „Soziale Zukunft“, Berlin, vom 17. März 1932 u. a.:

„Vor zwei Wochen ist in Berlin das neue Verwaltungsgebäude des Arbeitsamtes Süd-Ost errichtet worden, das erste von den geplanten fünf. Seine Eröffnung erregte bereits am ersten Tage sowohl unter den Arbeitslosen wie in der Tagespresse recht unliebsames Aufsehen. Das Gebäude, das 6 Millionen RM gekostet haben soll, ist ein aus rotbraunen Verblendern, Glas und Stahl errichtetes Märchenschloß mit Autoauffahrt (für die Arbeitslosen?), Empfangszimmern, Lesezimmern, Bibliothek usw., zusammen 450 Räume. Peinlicherweise hat der auch bei der Innenausstattung auf allen modernen Komfort bedachte Architekt über den Luxus den eigentlichen Zweck dieses „Zweck“-Baues vergessen, nämlich die Warteräume für die sich täglich hier zur Stempelkontrolle einfindenden 12 000 Arbeitslosen, so daß sich auf der Straße turbulente Szenen mit Überfallkommando, Ohnmachtsanfällen usw. ereigneten. Die Folge dieses Versäumnisses ist ein sofortiger kostspieliger Umbau des in 140 m Frontbreite und

fast 30 m Höhe ragenden Wahrzeichens deutscher Not und Arbeitslosigkeit. Es wäre wünschenswert, zu erfahren, ob dem Landesarbeitsamt Berlin die Mahnung des Rechnungshofes über die notwendige Bescheidung in den Unterkunftsansprüchen nicht wenigstens bereits bei Beginn des Innenausbauens des Verwaltungsgebäudes dem Sinne nach bekannt gewesen ist. Dieser Luxusbau kann nur aus der Tatsache erklärt werden, daß die Reichsanstalt trotz der hohen Arbeitslosenziffer, an deren Unterstützung sie aber den geringsten Anteil hat, neuerdings mit Überschüssen arbeitet, für die sie offenbar keinen besseren Verwendungszweck kennt als die Anlage in unproduktiven und unzweckmäßigen Prachtbauten, währenddessen sich Versicherte und Arbeitgeber unter der Last der heute gar nicht mehr berechtigten und unter anderen Voraussetzungen geschaffenen Beitragshöhe winden . . .“

Bewertung

„ . . . So las man z. B. vor einigen Tagen am Schwarzen Brett eines Arbeitsamtes direkt untereinander zwei Stellenangebote. In einem wurde ein Fußballtrainer mit 700 bis 800 RM Monatsgehalt und darunter ein Ingenieur mit Spezialkenntnissen bei 350 RM Monatsgehalt gesucht . . .“

(Berliner Lokal-Anzeiger vom 17. IV. 1932.)

Nichts gegen Sport sei hier gesagt. Aber in dieser Gegenüberstellung spiegelt sich die Unterbewertung geistiger Arbeit, wissenschaftlicher Ausbildung kraß genug. Wenn es sich um einen Einzelfall handeln würde, kein Wort wäre darüber zu verschwenden. Leider aber ist dieser Fall symptomatisch für unsere Zeit und ein Beweis dafür, wie notwendig der Zusammenschluß der Standesgenossen ist, um die Soziallage des Standes, von der die soziale Lage des Einzelnen abhängt, zu fördern und um der gerechten Wertung wieder Bahn zu brechen.

Technik — Techniker — Ingenieur

Einen sehr bezeichnenden Beitrag zur Einschätzung der „Technik“ und des „Technikers“ enthält ein Roman „Blutgruppe A. Der Prozeß gegen Professor Lewald“ von Will Amberg (veröffentlicht in „Münchener Illustrierte Presse“). Der Verfasser läßt einen Rechtsanwalt sprechen:

„ . . . Auch Justiz ist in gewissem Grade eine Sache des Handwerks und der Technik, und der Anwalt, der Verteidiger ist zuweilen nicht mehr als ein Techniker, ein ganz gewöhnlicher Techniker . . .“

Das ist nicht etwa eine vereinzelte Ansicht irgendeines Literaten; diese Einstellung ist vielmehr symptomatisch. Durch die Presse wird sie dann an Tausende und Aber-tausende von Lesern vermittelt. Der Laie lernt so recht den Unterschied zwischen dem Anwalt (Juristen) und dem „Techniker“ kennen, zu dem ja auch der „Ingenieur“ zählt. Wie sollte auch eine andere Wertung in der Öffentlichkeit Platz greifen, wenn man — in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 27./28. März 1932 — eine Verlobungsanzeige eines „Fußbekleidungs-Ingenieurs“ liest? Oder wenn eine „Ingenieur-Fernschule“ die Erlangung des „Ing.-Titels“, „ohne Berufsstörung“, „für Volksschüler“ in „Elektrotechnik, Autobau oder Elektro-Uhrentechnik“ anpreist?

Rechtsschutz

Die „Frankfurter Nachrichten“ berichteten davon, daß ein Zahntechniker sich als Zahnarzt bezeichnete und angab, in Amerika studiert zu haben und promoviert worden zu sein. Er wurde zu 14 Tagen Gefängnis und 200 M. Geldstrafe verurteilt. Uns ist dieses Urteil deshalb so interessant, weil der Mißbrauch Diplom-Ingenieur in den meisten Fällen, wenn es gelingt, ein Urteil zu erzielen, sehr milde mit wenigen Mark Geldstrafe geahndet wird. Das Urteil gegen den Zahntechniker aber kann künftig als Vorgang dienen.

Goethe

Was würde wohl der Olympier sagen, wenn er sehen könnte, was die hundertmalige Jährgang seines Todestages in Deutschland ausgelöst hat! Keine Zeitschrift, keine Zeitung, die etwas auf sich hält, ohne Artikel: „Goethe und...“ „Goethe als...“ usw. Uns hat man in der „Penne“ ja wohl die Klassiker zumeist gründlich verleidet; heute wird fast das gleiche für das ganze Volk getan. Sicher: weniger wäre mehr gewesen, wenn das wenige aber auch auf einer Stufe gestanden hätte, die einem Goethe gerecht wird. Was aber soll man dazu sagen, wenn u. a. in der Grundbesitzer-Zeitung Goethe als mehrfacher Hausbesitzer gefeiert wird, und der Verfasser des Aufsatzes nicht unterließ, auf den Kampf gegen die Wanzen im Goethe-Haus hinzuweisen!

Wirtschaftsführung

Beschämend ist das Bild, das die großen Prozesse der letzten Zeit im Gefolge wirtschaftlicher Zusammenbrüche enthüllten, beschämend für Wirtschaftsführer und Wirtschaftsführung. Solange die wirtschaftliche Konjunktur günstig war oder den bestimmten Geschäftszweig infolge seiner besonderen Eigenart begünstigte, „bewährten“ sich solche Wirtschaftler und ihre Konzerne glänzend, um sofort zu versagen, wenn das Wirtschaftsbarometer zu sinken begann. Man lernte einen Wirtschaftsführer kennen, der als Erklärung für seine Führung in den Zusammenbruch nur seinen großen Optimismus anführen konnte; wir erfuhren, daß es unendlich schwer, ja unmöglich ist, von Banken einen Kredit von einigen Tausend Mark zu erhalten, wenn die Sicherheiten ungenügend sind, daß aber die Dinge wesentlich anders lagen, wenn der Kredit ebenso viele Millionen beträgt; man verfiel in berechtigtes Erstaunen, daß trotz allen Kapitalfluchtgesetzen mit Hilfe eines Verschiebebahnhofes, d. h. einer ausländischen G. m. b. H. allerhand Transaktionen zur Verbringung von Geld nach dem Ausland bewerkstelligt werden konnten. So muß es sich allmählich herumsprechen, daß wir auch hinsichtlich unserer Wirtschaftsform einer Umwälzung entgegengehen müssen und entgegengehen. Allerdings, die erste Wirtschaftskorporation in Deutschland, der Reichsverband der Deutschen Industrie, empfiehlt die Rückkehr zur unumschränkten freien Wirtschaft. Andererseits hat man so vielfach die Erfahrung machen müssen, daß in der Industrie eine Einmischung des Staates scharf bekämpft wurde — solange es gut ging; sobald es aber schlecht ging, rief man nach der Hilfe des Staates. Man mag hinsehen, wohin man will: Verworrenheit in der Wirtschaftsführung.

Berufsbezeichnungen - Wirrwarr

Was bei anderen Berufen so furchtbar einfach ist, beim technischen Beruf erheben sich stets neue Schwierigkeiten, und man macht den Zustand immer verwickelter. 1899 fing

es an; man wollte wohl, aber man hatte zuviel Hemmungen, um eine klare Lösung zu treffen. So fand man die Bezeichnung **Diplom-Ingenieur**, die infolge der Vieldeutigkeit und beliebigen Anwendung ihres integrierenden Bestandteiles Ingenieur immer unbefriedigend bleiben und zu Mißdeutungen und zu Mißbrauch führen mußte. Wenn man schon aus Rücksicht auf die Industrie und andere interessierte Gruppen die Bezeichnung Ingenieur vollkommen frei ließ, so hätte man auch die logische Folgerung ziehen sollen und den absolvierten Akademiker, den man ja entsprechend den Akademikern anderer Berufe eindeutig kennzeichnen wollte, eine Bezeichnung geben müssen, die das Wort Ingenieur nicht enthält. Jetzt ist bekanntlich die Frage des Schutzes der Bezeichnungen im technischen Berufe hochaktuell geworden. Es begann damit, daß man die Bezeichnung **Baumeister** gesetzlich regelte; es setzte sich fort mit einem Gesetzentwurf über die Bezeichnungen **Architekt** und **Bauanwalt**, und nun beginnen die Interessenten damit, den Schutz der Bezeichnung **Ingenieur** vorzubereiten. Inzwischen hat Württemberg solcher Regelung schon vorgegriffen: es verleiht den Absolventen seiner höheren Bauschule die Bezeichnung „**Staatlich geprüfter Bauingenieur**“. Nun muß man wissen, daß ein erheblicher Teil dieser Absolventen „**Architekten**“ sind, die also künftig firmieren werden: „**Architekt und staatl. geprüfter Bauingenieur**“. Neuerdings hat die Reichsbahn verfügt, daß ihre technischen Beamten, die die Bedingungen zur Führung der Bezeichnung **Baumeister** erfüllen (Absolventen der Baugewerkschulen) sich „**Baumeister bei der Reichsbahn**“ nennen. So haben wir den **Diplom-Ingenieur** als **Reichsbahnbauführer**, den **Diplom-Ingenieur** mit II. Staatsprüfung als **Reichsbahnbaumeister** und nun dazu den Absolventen der Baugewerkschule als **Baumeister bei der Reichsbahn**; dazu kommen noch **Regierungsbaumeister** und **Regierungsbauführer**, in Bayern der **Baureferendar** und der **Bauassessor**. Man muß zugeben, daß es schon dem Sachverständigen schwer fällt, all diese Bezeichnungen und ihren Inhalt auseinander zu halten; dem Laien, der breiten Öffentlichkeit werden sie nie klar werden. Berufsbezeichnungen sind aber nicht etwa dazu da, um lediglich ihren Trägern einen „Schmuck“ zu verleihen; in erster Linie sind sie geschaffen um der Öffentlichkeit willen, die wissen soll und muß, mit wem sie es zu tun hat. Aus diesem Grunde sind auch die Bezeichnungen bisher einfach, klar und eindeutig gefaßt worden (Arzt, Zahnarzt, Tierarzt, Apotheker, Rechtsanwalt, Patentanwalt usw.); beim technischen Beruf aber hat man den Grundsatz nie zur Anwendung gebracht. Und wenn jetzt fortgeföhren werden sollte, die Frage der Bezeichnungen in Teillösungen zu regeln, wie man es durch das „**Architektengesetz**“ versucht, und nicht endlich einmal den ganzen Komplex einheitlich in Angriff nimmt, so wird dieser groteske Wirrwarr verewigt werden.

PRESSESCHAU

Erstiekt die Kultur in der Technik? — Baurat Dipl.-Ing. K. Schmitt, München, in „Der Sammler“ 100 (1932) Nr. 17 und 18 (Beilage der „München-Augsburger Abendzeitung“).

Der Verfasser geht an die Beantwortung der Frage des Themas von der historischen (illustrierenden) und von der erkenntnistheoretischen Seite aus.

In wenigen großen Strichen wird das Entwicklungsbild der Technik skizziert: „Seit jenem Tage in grauer Vorzeit, als der Mensch, wie Kant einmal sagte, aus dem Schoße der Natur entlassen war, so weit wir in ferne Jahrtausende zurückblicken können, hat der Mensch technisch gestaltet.“ Aber nur ein kleiner Kreis von Menschen wüßte auch heute

von dieser Tatsache, weil es erst 150 Jahre etwa her sei, seit „man mit dem Spaten in der Hand in die Tiefe der Millennien hinabgrub und im Schutt und Steingeröll der Erdschichten nach dem Weg des Geistes in der Menschengeschichte forschte“. Schmitt bringt den Werdegang der Technik auf die Formel „vom Faustkeil zum laufenden Band“, weist dann auf die stetige Entwicklung im technischen Gestalten hin und auf die Herkunft der Aufgaben, die der Mensch als Techniker zu lösen hatte, wobei die wichtigsten Lebensgebiete gestreift, auch die großen technischen Leistungen der nordischen Menschen nicht verschwiegen werden.

Die ätiologische Betrachtung der Problemgestaltung ist in dem Satze zusammengefaßt: „Der Werdegang der Technik ist ursächlich mit der Steigerung der menschlichen Bedürfnisse seit der frühesten Zeit verknüpft.“ Dann folgt eine Kennzeichnung des Wesens des „Werdegangs“ der technischen Entwicklung. Schmitt hat dabei den Begriff der Maschine sehr weit gefaßt und gezeigt, daß „Maschinen“ es schon sehr lange gegeben habe und folglich auch „Maschinenzeitalter“ keine genaue Bezeichnung für eine Kulturepoche sein könne. Mit dem terminus „Maschinenzeitalter“ wird etwas anderes mitgedacht: die Wandlung in den technischen Methoden. Schmitt definiert das Wesen des Werdeganges als eine stetige *W a n d l u n g* der *V e r f a h r e n*. Nach einem Blick auf die vorzeitlichen Methoden, — auch die antike wird mit inbegriffen — sagt er von den mittelalterlichen folgendes: „Das Hochmittelalter hat die antiken technischen Methoden im Prinzip nicht überwunden. Quantitative Erweiterungen brachte es wohl, aber methodologisch hat es nichts Neues geschaffen.“ Die Wendung zur modernen Technik und die wesentlichen Merkmale werden von ihm wie folgt charakterisiert:

Die moderne Technik hat eine neue Koordinate: mit Absicht wird das System der früheren Methoden verlassen. Sie rechtfertigt damit erst eigentlich ihren Namen. Technisch gestalten heißt wohl „planvoll vorgehen“. Aber das haben die Alten und Uralten auch getan, nur mit dem Unterschied, daß sie den Plan selbst nicht methodisch aufgestellt haben, sondern subjektiv geplant haben. Sie haben die „Gesichtspunkte“ für das Planen nicht erforscht. Sie haben die Methode der Methoden nicht untersucht, nicht nach ihr gefragt.

Nach Widerlegung der irrigen Meinung, daß die Arbeitsteilung die „Entseelung“ erzeugt habe, wie so viele Kulturkritiker behaupten, wird die Entstehung der modernen Technik geschildert, dabei auch auf die Sinnlosigkeit der Frage hingewiesen: „war die Naturwissenschaft früher oder die Technik? Weder ein logisches noch ein historisches ‚Vor‘ ist gegeben“; nach Schmitt ist ein Korrelationsverhältnis vorhanden:

Die Anwendung der Mathematik auf die naturwissenschaftlichen Probleme ist ebenso sehr von der lebenspraktischen Seite her inspiriert worden, wie sie sich von der wissenschaftlichen Forschung her aufgedrängt hatte, aufdrängen mußte. Historisch gesehen begann dies um die Wende des 16./17. Jahrhunderts in der Zeit der großen Denker.

Seine weiteren Ausführungen zeigen den entwicklungs- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang zwischen philosophischem Denken, naturwissenschaftlicher Forschung und technischem Denken. Die Bedeutung der Renaissance wird herausgestellt und gleichzeitig auch der in England heimische Nominalismus sowie die Rolle der Naturmystik erwähnt. Als wesentlich für die Form des neuzeitlichen Denkens weist Schmitt nachdrücklich auf den in der Renaissance wieder entdeckten, größten antiken Methodologen Plato hin, den Plethon wieder zu Ehren gebracht habe. Leonardo als Ingenieur und als Philosoph ebenso der deutsche Kardinal Nikolaus von Kues werden in ihrer Bedeutung beleuchtet: die Anwendung der Mathematik auf die Behandlung naturwissenschaftlicher und technischer Probleme wenigstens angeregt zu haben, sei das Verdienst dieser „Vertreter der sogenannten neuen Art zu philosophieren“. Die Erwartung des Lesers wird darin erfüllt, daß zum mindesten die Namen der großen Denker des 16. und 17. Jahrhunderts genannt werden, welche ebenso wie Techniker wie Mathematiker und Naturwissenschaftler gewesen wie Philosophen. Es ist von Schmitt nicht ausgesprochen, aber aus seiner Darstellung geht es hervor, daß diese Personalunion „illustrieren“ möge: *z w i s c h e n* *T e c h n i k* *u n d* *K u l t u r* *i s t* *k e i n e* *K l u f t*, um ein kantisches Wort zu variieren. Die Leistung der Aufklärungszeit ist nicht vergessen, wobei erwähnt sei, daß Schmitt ihr nicht in allem das Wort redet und andeutet,

wie sie überwunden worden ist. Den Schluß der geistesgeschichtlichen Darlegung bildet ein Wort zu Kants Bedeutung für die Naturwissenschaft und Technik, das für viele unserer Leser von Interesse sein dürfte. Man erfährt, was Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ leistete, soweit dies für den Ingenieur von Belang ist: „Die logischen Grundlagen der mathematischen Naturwissenschaften hat Kant unverrückbar für alle Zeiten, und zwar unabhängig von deren zeitbedingten materialen Beständen, festgelegt. Sie sind auch durch Einsteins bekannte Theorie nicht unterhöhlt worden, weil diese, was oft übersehen wird, sich auf Gegenstände der Naturwissenschaft (Physik!) beziehen, aber keine erkenntnistheoretischen Erwägungen bzw. transzendentalen Untersuchungen beeinflussen, sie weder untermauern, noch außer Kurs setzen können. Im Gegenteil, diese bestimmen den Geltungsanspruch der ersteren. Nicht umgekehrt!“

Den nunmehr anschließenden „kritischen“ Teil beginnt Schmitt mit Kant: das „Historische“ sei nur „Illustration, niemals aber Demonstration“, also müsse sich die Beziehung zwischen Technik und Kultur „jenseits des Historischen“ (= transzendental) „rechtfertigen“ lassen. Bei Schmitt handelt es sich demgemäß um Darlegungen, die den Anspruch auf *a l l g e m e i n e* *G e l t u n g* erheben, er geht darauf aus, *w a h r e* *U r t e i l e* zu gewinnen, die *u n a b h ä n g i g* *v o n* *d e r* *E r f a h r u n g* sind, aber doch für diese Geltung haben sollen.

Notwendig kommt auch er auf die Tatsache des wertindifferenten technischen Gestaltens. Nun wird auch die Bezeichnung „Maschinenzeitalter“ als „Etikette für eine Kulturepoche“ in ihrer kritischen Unsauberkeit nachgewiesen. Sie ist nach Schmitt völlig unbrauchbar dafür. „Daran ändert auch die Tatsache gar nichts, daß Männer mit weltbekanntem Namen und ein großer Kreis von Menschen das Wort in diesem unzutreffenden Sinne verwenden, die einen mit Absicht, die anderen aus Oberflächlichkeit oder Mangel an Sachkenntnis. Der Verbreitungsgrad einer Ansicht bürgt niemals für deren Richtigkeit. Die Folgen dieser terminologischen Ungenauigkeit oder Absicht, das Problem der Kultur der Gegenwart auf ein falsches Geleise bereits geschoben zu haben, sind sehr bedenklich.“

Worte wie das erwähnte oder „Epoche des laufenden Bandes“ oder „Großtechnik“ oder ähnliche beliebte haben im strengen kritischen Sinne verstanden nur die eine Rolle: sie sind methodologische Bestimmungsmittel (= termini) der Technik als Wissenschaft, als *M e t h o d e n l e h r e*. Sein Wort an die Kulturkritiker:

„Wer darum als Kulturkritiker Werke über die Technik in die Welt schleudert, der darf sich nicht die geringste Freiheit erlauben, brillante Deutungen von Worten zu formulieren, durch die unvermerkt die Probleme auf Seitenwegen hinterstellt werden. Damit bleiben die wahren Ursachen aller der Technik liebenswürdigst aufgeladenen Schäden und der ‚von ihr erzeugten (!) Erscheinungen‘, welche angeblich symptomatisch für Spätzeiten von Völkergruppen oder Kulturen sein sollen, im Dunkel.“

Mit einem Hinweis auf den Zweck der Technik, demgegenüber sie aber „als Loki der abendländischen Kultur“ heute hingestellt wird, bringt Schmitt die Analyse des „Begriffs“ Technik: „ein kategoriales Glied im methodischen Moment der Kultur als Begriff“. Die Tatsache, daß das technische Gestalten der Menschen auch *g e s c h i c h t l i c h e s* *H a n d e l n* ist, leitet Schmitt auf das Gebiet der Ethik über. „Die Idee der Moralität“ als Gesichtspunkt zu haben, ist notwendig, wenn „Technik in der Linie des Kulturfortschrittes stehen“ soll.

Erläuternd fährt Schmitt fort: „Es kommt also darauf an, welche leitende Idee die Menschen haben, in deren Händen die Gütererzeugung — materielle wie geistige — liegt, dergleichen die Güterverteilung, ebenso sehr aber auch — was meist nicht gesagt wird — unter welcher der Verbrauch steht, ob sie Endzweck gar sind oder nur ‚der Taktik des

Lebens' dienen, um ein Spenglersches Wort zu gebrauchen. Man sieht: mit dem allgemeinen Gerede, die Technik entseele, materialisiere die Menschen, treibe sie zum Luxus und schließlich in eine müde ‚Fellachenperiode‘ hinein, ist gar nichts gewonnen.“

Er hebt weiterhin hervor, daß die Technik niemand hindere, eine solche Einstellung zu erringen, die Idee der Moralität nicht nur theoretisch gelten zu lassen, sondern auch „danach“ zu handeln. Die kulturpädagogische und beruflerzieherische Wirkung des technischen Schaffens ist nicht übersehen worden. Schmitt sagt, die „Gegner der Technik“ schrieben darüber selten, „vielleicht aus Mangel an diesbezüglicher Erfahrung“ (!), dann weist er auf den zum Pflichtbegriff gehörenden Begriff „Verantwortung“ hin, daß die technische Arbeit zum verantwortungsbewußten Menschen erziehe, daß aber das Wort Verantwortung seit Kants „rigoroser Ethik“ in Verruf gekommen sei. Doch für den Ingenieur (Konstrukteur einer Drahtseilbahn) hätten „die kategorischen Imperative der Festigkeitslehre“ angesichts nicht auszudenkender Folgen noch immer ihre beherrschende Stellung inne.

Hierauf aber kommt Schmitt auf die wahren Ursachen zu sprechen, welche von ihm in dem philosophischen Begriff „Kapitalismus“ bestimmt werden. Fern ab jeglicher demagogischen Verwendung des reich belasteten Wortes faßt er ihn als Begriff der Geschichtsphilosophie auf und analysiert ihn als einen Gesichtspunkt, unter welchem das wirtschaftliche Handeln der Menschen stehen kann, aber nicht notwendig (logisches Muß) zu stehen braucht, wenn gleich Kapital „Voraussetzung der konkreten Existenz wirtschaftlicher (= industrieller und handwerklicher usw.) Unternehmen ist und bleibt. Voraussetzungen aber und Gesichtspunkte sind total verschiedene Dinge. Es können alle Unternehmer ebensogut „kapitalistisch“ handeln als diesen Gesichtspunkt ablehnen. Deshalb ist auch der Kapitalismus nicht erst ein wirtschaftsgeschichtliches Gebilde der sogenannten Neuzeit, sondern schon rund 1000 Jahre älter, so alt, als es Geld mit staatlich geschützter Tauschwertskala gibt. Man kann „kapitalistisch“ handeln, dabei Kleingewerbetreibender, ja auch „Arbeitnehmer“ sein und kann nichtkapitalistisch eingestellt sein, aber alle modernen rationalen Arbeitsmethoden in seinem Betrieb haben und Aktienpakete besitzen. Es kommt einzig und allein nur auf den Gesichtspunkt an, dem man sein Wirken unterstellt hat, ob er jener Forderung genügt oder nicht!“

Man darf ruhig behaupten, daß man in den herkömmlichen Lehrbüchern der Volkswirtschaft diese Analyse selten findet.

Schmitt scheut sich nicht, auf die Folgen hinzuweisen:

Die Völker des Abendlandes würden ihre planetarische Mission erfüllen, wenn sie die ungefähr zweitausendjährige hegemoniale Stellung des Goldes im europäischen Kulturbau, ehe er auch die Goldbarren aller Hochkulturnationen unter seinen Trümmern begräbt, erstürmten, indem sie das Geld wieder auf den Platz stellten, wohin es als menschliches Erzeugnis gehört: in die dienende Stellung. Nur dann erfüllt es seinen Zweck als Mittel und hindert die Menschen nicht, blind gegen jene Werte zu sein, die um ihrer selbst willen jedem, der sowohl zu sich „ich“ zu sagen weiß, wie auch den Mut hat, zu sich „du“ zu sagen, als Werte zugemutet werden können und müssen, von denen aber auch der Vollzug gefordert werden muß. Es sind dies, solange es Menschen gibt, die ästhetischen, die sittlichen und die religiösen Werte.

Zusammenfassend schließt seine Darlegung mit dem Hinweis darauf, daß die Technik niemand abhält, „eine solche Maxime der Zwecke aufzustellen, die zu haben für jedermann ein allgemeines Gesetz sein kann“ (Kant); ferner mit der Feststellung, daß es „vollendeter Unsinn“ sei, eine Epoche technikbarer Kultur oder kulturloser Technik auch nur zu denken.

Denn weder sei zwischen Natur und Kultur eine Kluft, erstere sei ein „System von Aufgaben“, die der Mensch zu lösen habe, noch sei es ein sinnvolles technisches Schaffen, wenn Naturdinge so verändert werden, daß sie keine Kulturgüter werden, daß ihnen keine Werte anhaften. Sogar das technische Spiel des Kindes habe Wert — für das Kind —.

Schmitt gibt zum Schluß dann die bündige Antwort: „Die Kultur kann in der Technik niemals ersticken. Solange Technik ist, solange ist Kultur.“

Das deutsche Industrieproblem. — Geheimrat Dr. Carl Bosch in Deutsche Bergwerks-Zeitung 33 (1932), Nr. 86 vom 13. April 1932.

Die Verhältnisse nach dem Kriege, der die deutsche Absatzbasis vernichtete und die Ernährungsgrundlage verringerte, brachten verschärften Zwang zur industriellen Absatzsteigerung. Uns standen dazu nur Arbeitskraft und Erfindergeist zur Verfügung bei sehr schmaler Rohstoffgrundlage und völlig unzureichender Kapitalgrundlage. Daher Zwang zu qualifizierter Verarbeitung mit geliehenem Kapital. Die Lage erzeugte drei Probleme, welche die Industrie zu lösen hatte: 1. Den im Kriege veralteten und verbrauchten Apparat mit größter Beschleunigung dem technischen Fortschritt in der übrigen Welt anzupassen; 2. Valutadumping und protektionistische Maßregeln auf dem Weltmarkt durch Verbesserung und Verbilligung der Erzeugung auszugleichen, um wettbewerbsfähig zu bleiben; 3. die erhöhten Löhne, Steuern und Zinsen wieder auszugleichen. Diese drei Faktoren allein würden nach dem Friedenszustand eine Verteuerung der Produktion von über 40 % bedeuten. Die Gesamtheit dieser Maßnahmen hat man als „Rationalisierung“ bezeichnet. Der Begriff ist durch die Bekanntgabe der industriellen Erfahrungen Amerikas in Mode gekommen, das nach dem Kriege für den Europäer als „Wirtschaftswunder“ dastand. Rationalisierung schien Unternehmern wie Arbeitern das Heilmittel zur Überwindung aller Schwierigkeiten zu sein. Große Fehler sind in Deutschland bei der ersten Verwertung amerikanischer Erfahrungen gemacht worden. Mit der Zeit hat sich ein Rationalisierungszustand herausgebildet, der in folgenden drei Stadien sich gliedert: 1. organisatorische, 2. technische und 3. kaufmännische Rationalisierung. Die organisatorische Rationalisierung führte zur Zusammenfassung größerer Wirtschaftszweige, um Produktion und Absatz nach einheitlichen Gesichtspunkten durchzuführen. Von den beiden Formen: Horizontal- und Vertikal-Konzentration hat sich der Horizontalzusammenschluß als der allein richtige erwiesen. Typisch sind die I. G. Farbenindustrie und die Vereinigten Stahlwerke, deren Bildung vielfach Nachahmung gefunden hat. Durch die organisatorische Vereinfachung des industriellen Apparates ergab sich die Möglichkeit, den Apparat technisch im einzelnen durchzuprüfen und auf Grund der Erfahrungen zu verbessern. In diesem Prozeß befinden wir uns heute. Zu dem Problem „Mensch und Maschine“: dem technischen Fortschritt, durch den menschliche Arbeitskraft durch Maschinen ersetzt wird, wird vorgeworfen, daß er zum Fluch statt zum Segen geworden sei. Der erste Fehler dabei ist, daß man den derzeitigen Zustand anormaler Konstellation als ein irgendwie typisches Ergebnis ansieht. Die große Arbeitslosigkeit ist im wesentlichen durch die völlig desorganisierten weltwirtschaftlichen Beziehungen verursacht. Vielfach wird das „laufende Band“ als typisch für die Rationalisierung angesehen; im Gesamtkomplex der Maschinenverwendung spielt aber das laufende Band eine relativ geringe Rolle. Das Tempo des technischen Fortschrittes hat vielfach die Problematik der Beziehungen des Menschen zur Maschine vergessen lassen. Eine der wichtigsten Aufgaben, die zu lösen sind, ist die Frage der menschlichen Anpassung an die Maschine. Diese Probleme werden aber vielfach nicht sachlich behandelt, sondern zu politischer Propaganda mißbraucht. Die kaufmännische Rationalisierung wird bereits in großem Um-

fange in Angriff genommen; die kaufmännische Betriebsführung hat veraltete Methoden über Gebühr lange aufrecht erhalten. Hier liegt noch ein weites Feld auf den Gebieten: Absatzgebarung, Lagerhaltung, Kundenbearbeitung, Propaganda. Die wissenschaftliche Durchdringung der Gebiete ist im Vormarsch. Die letzte Krönung der organisatorischen und technischen Entwicklung der Einzelwirtschaften ist ausgeblieben: die Sicherung der gewinnbringenden internationalen ökonomischen Zusammenarbeit. Statt zu rationalisie-

ren und veraltete Zollmauern und protektionistische Maßnahmen über Bord zu werfen, ist man aus politischen Gründen entgegengesetzte Wege gegangen und erreichte, daß die Welt vor einem wirtschaftlichen Trümmerhaufen steht. Die Lösung ist so einfach wie klar: Freiheit der Produktion und des Güteraustausches. Zu warnen ist vor dem Glauben, man könne die Welt für die Dauer in autarke Einzelwirtschaften auflösen. Deshalb sind auch alle planwirtschaftlichen Experimente grundsätzlich abzulehnen.

DIE QUALITÄTSFORSCHUNG IN DER DEUTSCHEN STAHLINDUSTRIE

Qualität ist heute das Grunderfordernis für die Erzeugnisse eines Unternehmens und deshalb wird auf einem modernen Werk der Eisen- und Stahl-Industrie der Qualitätswirtschaft die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Bei Hüttenwerken muß sich diese auf Gleichmäßigkeit und zweckentsprechende Güte der Handelsstähle, auf Schaffung und Auswahl von Sonderqualitäten für bestimmte Verwendungszwecke und endlich auf die zahlreichen Mittel zur Überwachung und Entwicklung der Qualität erstrecken.

Ein Sonderheft aus dem Forschungs-Institut der Vereinigten Stahlwerke, dessen Verfasser Dr. Ing. K. D a e v e s und Dr. Ing. E. H. S c h u l z sind, zeigt, daß die Rationalisierung sich nicht nur auf die Überwachung der Selbstkosten, auf die Wärme- und Kraftwirtschaft und die Betriebswirtschaft erstreckt. Seit der Gründung des Stahlverein-Konzerns ist man bemüht gewesen, eine planmäßige Qualitätswirtschaft zu betreiben. Im Gegensatz zu den Betrieben, die infolge der Rationalisierung stillgelegt werden mußten, wurden die bereits vorhandenen Laboratorien und Versuchsanstalten nicht nur nicht eingeschränkt, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin weiter ausgebaut.

In etwa mag hier die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie als Vorbild gedient haben. Es hatte sich nämlich in einigen Fällen gezeigt, daß bei manchen amerikanischen Stahlerzeugnissen eine höhere Gleichmäßigkeit festzustellen war. Das war dort möglich, weil bei der riesigen Produktion manche Werke jeden Tag das gleiche Erzeugnis herstellten, während die kleineren europäischen Werke bei viel kleinerem Absatz zu ständigen Umstellungen gezwungen waren.

In den im Laufe der Nachkriegsjahre gebildeten großen deutschen Stahlkonzernen ist man deshalb dazu übergegangen, bestimmte Qualitäten fast ohne Rücksicht auf die Transportverhältnisse möglichst immer auf dasselbe Stahlwerk zu verlegen. Hier zeigte sich der Erfolg sofort in erhöhter Gleichmäßigkeit der Erzeugnisse. Das gilt für den eigentlichen Schmelzvorgang; aber auch im Walzwerk bedingt regelmäßiges Arbeiten Gleichmäßigkeit der Erzeugnisse. Durch diese Produktionsverteilung ist man heute in der deutschen Stahlindustrie in der Lage, den Anforderungen an Gleichmäßigkeit in ähnlichem Maße zu entsprechen, wie das bei den amerikanischen Stählen der Fall ist. Es dürfte wohl begreiflich sein, daß die einheitliche Rohstoffbeschaffung, die laufende Herstellung und Verarbeitung bestimmter Stahlsorten nur in bestimmten Betrieben, die ständige Kontrolle durch zentrale Stellen und alle die Momente, die für die Gleichmäßigkeit der Erzeugnisse wichtig sind, in einem großen Konzern viel eher verwirklicht werden können als auf einem einzelnen Hüttenwerk.

Wenn nun die Gleichmäßigkeit ein wesentlicher Faktor der Qualität ist, so ist er doch nicht der einzige. Hier setzt die weitere Arbeit der Qualitätswirtschaft ein, die bestehenden Produktionsverfahren zu verbessern und neue und be-

sonders geeignete Stahlsorten zu entwickeln. Es ist gewiß, daß in der Praxis reiche Betriebserfahrungen zu sammeln sind und es lag deshalb nahe, innerhalb eines so großen Konzerns, wie ihn die Vereinigten Stahlwerke darstellen, die Erfahrungen der einzelnen Konzernwerke allen anderen Stellen des Konzerns nutzbar zu machen. Die für die Durchführung aller dieser Aufgaben eingerichtete Forschungs-Abteilung der Vereinigten Stahlwerke ist die Zentrale für die zusammengetragenen eigenen und fremden Erfahrungen, Beobachtungen und Anregungen geworden, die diese auf die zweckmäßigste Weise den interessierten Stellen zur Kenntnis bringt. Diese Einrichtung dürfte so recht den Vorteil einer Konzernbildung in den Vordergrund rücken, denn sobald irgendein Qualitätsfehler auftritt, läßt sich schnell ermitteln, ob der Fehler bei allen Werken sich zeigt, oder warum einzelne Werke die Erscheinung nicht kennen. Bemerkenswert ist noch, daß die Forschungs-Abteilung der Vereinigten Stahlwerke auch die Klagen der Kundschaft, mögen sie berechtigt oder unberechtigt sein, eingehend prüft, wodurch einmal vorbeugend dahin gewirkt wird, daß die Betriebe alle Maßnahmen ergreifen, um das weitere Auftreten von Klagen zu verhindern, zum anderen, um bei der Kundschaft keine unnötige Verstimmung zu erzeugen.

Die rein wissenschaftliche Forschung mit dem Ziel der Qualitätsverbesserung ist in vielen Fällen überaus langwierig und die Mittel hierfür sind oft groß. Einem Konzern stehen für eine wirklich großzügige Forschung wesentlich reichere Mittel zur Verfügung, als einem einzelnen Werk. Wenn den einzelnen bestehenden Versuchsanstalten die Möglichkeit reiner Forschungsarbeit auch nicht genommen wurde, so schuf man bei der Gründung der Vereinigten Stahlwerke doch ein besonderes zentrales Forschungs-Institut, das die Aufgabe hat, mit den modernsten Mitteln der Physik und Chemie, insbesondere der Metallurgie, an die auf lange Sicht eingestellte reine Forschungsarbeit heranzugehen. Bei dem rein wissenschaftlichen Charakter dieses Institutes richtet sich seine Gliederung nicht nach dem Entwicklungsgang der Erzeugung, sondern nach wissenschaftlichen Disziplinen. Es bestehen Abteilungen für Kohle-, Silicat- und Metall-Chemie. Eine besondere Bedeutung kommt dem physikalisch-chemischen Laboratorium des Institutes zu, weil die Möglichkeit der weitgehenden Beeinflussung der Eigenschaften des Eisens durch ein Legieren mit anderen Elementen, aber auch durch mechanische und thermische Behandlung vielleicht das größte Gebiet der Forschung im Sinne einer Qualitätswirtschaft darstellt. Den nach außen hin sichtbaren Erfolg hinsichtlich der Fortentwicklung metallurgischer Fragen bringt das Zusammenarbeiten von Betrieben, Werks-Versuchsanstalten, Forschungs-Abteilung und Forschungs-Institut. Gerade auf dem Gebiete der Qualitäts-Stahlerzeugung liegen die Zukunftsmöglichkeiten. Deshalb sind alle die Einrichtungen wertvoll, die über den eigentlichen Produktionsvorgang hinaus, auf Schaffung von neuen und verbesserten Qualitäten abgestellt sind, um den immer steigenden berechtigten Wünschen der Verbraucher nachzukommen.

Dr. F.

COLLOQUIUM

Wirtschaftlichkeitsberechnungen

Ein Aufsatz von Professor Dr.-Ing. E. h. O. Franzius* in Hannover über „Wirtschaftlichkeitsberechnungen und Landeskulturarbeiten“ darf nicht unwidersprochen hingegenommen werden.

Franzius bringt darin zum Ausdruck, daß es bedauerlich ist, daß der Staat sich den Grundsatz der Wirtschaft zu eigen macht, wonach jedes Werk sich rentieren muß, wenn es seiner Verwirklichung entgegengeführt werden soll. Er lehnt jede Wirtschaftlichkeitsrechnung ab. Vergeblich aber sucht man in seiner Abhandlung andere wirtschaftliche Grundsätze, nach welchen Landeskulturbauten ausgeführt werden sollen.

Damit, daß man sagt, das Landeskulturelle sei das Entscheidendste, ist es nicht getan. Wenn man etwas verwirft, muß man auch in der Lage sein, etwas Besseres an seinen Platz zu setzen.

Für Franzius ist auch die „innere Überzeugung eines Staatssekretärs oder Ministers“ — also von Leuten, die zu 99 % aller Fälle Nichtfachleute sind — mehr wert als das Urteil auf dem Gebiete der Technik erfahrener Männer.

Das ist ein Gedankengang, dem ein Techniker mit Verantwortungsbewußtsein nicht folgen kann.

Es gab eine Zeit, in der Franzius anders dachte und handelte. Er hat mit seiner Bezeichnung „Milchmädchenberechnungen“ für Wirtschaftlichkeitsberechnungen den Ingenieuren im allgemeinen und seiner eigenen Tätigkeit im besonderen keinen guten Dienst erwiesen.

Ich darf da z. B. auf seine Rentabilitätsberechnungen hinweisen, die er in „Technik und Wirtschaft“ seinerzeit über die Nord- und Südlinie des Mittellandkanals aufgestellt hat.

Wird Franzius diese seine Wirtschaftsberechnungen auch als Milchmädchenberechnungen bezeichnet wissen wollen?

Es ist unbedingt falsch und von einem Ingenieur von Franzius' Qualitäten unverständlich, den Wert von Wirtschaftlichkeitsberechnungen bestreiten zu wollen.

Wenn die Reichsbahn Kanalanlagen bekämpft, so darf dabei doch nicht vergessen werden, daß diese Bekämpfung mit der Rentabilität dieser Anlagen an und für sich nichts zu tun hat. Sie bekämpft lediglich die Konkurrenz, gleichgültig, ob deren Anlagen rentabel sind oder nicht.

Aber wenn die Reichsbahn verhindert, daß der Saarkanal im Anschluß an den Donau-Rhein-Kanal gebaut wurde, so können wir nur sehr froh sein; denn bei seinem Bau wären Hunderte von Millionen Reichsmark Volksvermögen glatt verloren gegangen, wenn die Seite, die die Pläne der großen kulturellen wasserwirtschaftlichen Bauten vertrat, durchgedrungen wäre. Also: Alles mit Maß und Ziel und dort, wo absolute Bedürfnisse dafür vorliegen und die Allgemeinheit einen wirklichen Nutzen davon hat.

Franzius scheint mir den Fehler zu machen, daß er alle Wirtschaftlichkeitsberechnungen mit demselben Glas betrachtet.

So nützlich jede richtig aufgestellte Rentabilitätsberechnung für Privat- wie Staats-Wirtschaft gleichermaßen ist, so verhängnisvoll sind die falschen.

Wenn zum Beispiele die Rentabilität eines Schiffahrtskanales mit Hilfe der in ihn eingebauten Kraftstufen nachgewiesen wird und umgekehrt die der Kraftstufen durch den Schiffahrtsverkehr auf dem Kanal, so sind das wertlose Rentabilitätsberechnungen.

Wenn zum Beispiele eine Wirtschaftlichkeitsberechnung für eine Wasserversorgung den Wasserpreis für den Kubikmeter — nur damit die Wasserleitung gebaut wird — mit 30 Pfennigen angibt, der sich dann nach der Ausführung der Anlage auf 1 RM stellt, so müßte sich mit einer solchen Wirtschaftlichkeitsberechnung der Strafrichter beschäftigen.

Die sittliche und ethische Einstellung, das Verantwortungsgefühl, dann aber auch unanfechtbare Unterlagen und die Beherrschung der Materie sind für die Aufstellung solcher Berechnungen unumstößliche Voraussetzung.

Nicht unser „kapitalistisches System“ ist an diesen Rentabilitätsberechnungen schuld, sie wurden schon früher aufgestellt zu einer Zeit, in der man dieses Schlagwort noch gar nicht kannte, sondern die zweckmäßige Einstellung der Menschen zu ihren Werken und der Natur, also der Wirkungsgrad.

Jeder einfache Bauersmann stellt bei all seinem Tun, bewußt oder unbewußt, solche Berechnungen an. Er rechnet: 1 Zentner Korn, auf diesen Acker gesät, bringt mir 14 Zentner dieser Frucht; meine Auslagen in Korn ausgedrückt sind so groß, folglich bleibt mir diese Kornrente. Hieraus geht hervor, daß man ohne das kapitalistische System ebenfalls Rentabilitätsrechnungen aufstellen kann.

Jede sachlich durchgeführte Wirtschaftlichkeitsrechnung verhindert eine Vergeudung von Volksvermögen.

Und ich bin der Ansicht, daß gerade die öffentliche Hand mit den Mitteln der Steuerzahler so umgehen soll und sollte, daß Verluste dieses an so viel Schweiß gebundenen Geldes nicht eintreten, ohne daß die kulturellen Belange, wo sie wirklich in Frage kommen, dabei vernachlässigt werden.

Franzius lehnt vom kapitalistischen System nur die kapitalistische Rentabilitätsberechnung ab, nicht aber auch folgerichtig den Kapitalismus, obwohl er ihn in seinen Auswirkungen als falsch erkannt hat. Er will nur einen vernünftigen Kapitalismus.

Ja, was ist denn das, ein vernünftiger Kapitalismus? Kann denn der Kapitalismus überhaupt vernünftig sein, ohne sich zu schädigen? Aber auch bei der Abschaffung des heutigen Kapitalismus, der sich nur auf das Gold stützt und nur scheinbar Werte schafft, damit er jeder wertschaffenden Arbeit den Arbeitsertrag rauben kann, kommen wir ohne solche Rentabilitätsberechnungen nicht aus, wenn wir nicht ins Blaue hinein wursteln wollen.

Wie will Franzius z. B. die Bauwürdigkeit verschiedener Varianten (vgl. Mittellandkanal!) eines Schiffahrtskanales, einer Talsperre oder sonst eines Ingenieurbauwerkes vergleichen? Kommt er da ohne eine solche Rechnung aus? Wir Ingenieure wollen uns doch nicht dem öffentlichen Vorwurf aussetzen, daß wir Volksvermögen vergeuden. Aus Raummangel ist es mir leider nicht möglich, näher auf die Ursachen der Arbeitslosigkeit einzugehen.

Daß aber mit den paar Bauten, die Franzius im Auge hat, keine auch nur spürbare Entlastung der Krise eintreten kann, ist daraus zu ersehen, daß der arbeitschaffende Wert solcher Anlagen in bezug auf unsere Wirtschaftskrise und das Arbeitslosenproblem nicht mehr als ein Tropfen im Meere der Arbeitslosigkeit bedeutet.

Um dies einzusehen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß wir 6 Millionen Arbeitslose haben. Bei 300 Arbeitstagen im Jahre bedeutet das einen Lohnausfall für 1,8 Milliarden Tagschichten. Stellt man die Tagschicht mit 7 RM in Rechnung, so ergeben sich 12,6 Milliarden RM, die der deutschen Volkswirtschaft allein an Löhnen jährlich verloren gehen. Wie sich das auf alle Zweige der Wirtschaft weiter auswirkt, kann man sich ohne weiteres vorstellen. Daraus geht aber eindeutig hervor, daß mit den von Franzius vorgeschlagenen Bauwerken die gigantischen Ausmaße unserer Wirtschaftsnot auch nicht entfernt gelöst werden können. Sie wären nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Jeder Ingenieur, der sich seiner hohen Verantwortung dem Volksganzen gegenüber bewußt ist, wird entgegen Franzius sich und seine Auftraggeber durch einen Wirtschaftlichkeitsnachweis davon überzeugen, ob das zu erstellende Werk, auch das öffentliche, unter Berücksichtigung aller dabei in Frage kommender Belange nützlich oder nicht

* Bau-Ingenieur 12 (1931) 717—718

ist und wird die Ausführung davon abhängig machen. Auf eine Wirtschaftlichkeitsrechnung kann in der Ingenieurtechnik nicht verzichtet werden.

Dr.-Ing. G. J. I. e h r in Neustadt a. d. Haardt.

Ingenik – Ingenjor

Die Einführung des Wortes Ingenik für den Begriff Ingenieurwesen halte ich für empfehlenswert. Bei dieser Gelegenheit möchte ich meinen vor vielen Jahren in der Zeitschrift unseres Verbandes begründeten Vorschlag wiederholen, daß statt des Wortes Ingenieur das Wort Ingenjor eingeführt werden möge, und zwar in diesem die Silben „In“ und „gen“ so ausgesprochen werden sollten, wie wir sie in dem Worte Ingenium aussprechen, und der Hauptton nicht auf die letzte, sondern auf die vorletzte Silbe des Wortes Ingenjor gelegt werden sollte. Wenn wir auch das Fremdwort Ingenieur samt seiner scheußlichen Aussprache auf dem Umwege über Frankreich erhalten haben, so stammt es doch ursprünglich von dem lateinischen Worte ingenium, das nicht bloß die Bedeutung „Geist“, sondern auch die Bedeutung „Kriegsmaschine“ hatte. Da es vor etwa 40 Jahren gelungen ist, das Wort Lieutenant durch das Wort Leutnant zu ersetzen, sollte es den deutschen akademischen Technikern wohl möglich sein, das Wort Ingenjor (mit Betonung seiner vorletzten Silbe) zu einem in der deutschen Sprache gebräuchlichen zu machen, wenn sie sich nicht mehr Ingenieure, sondern „Ingenjöre“ oder besser „Ingenjören“ nennen und nennen lassen. Dann würde sicher das Wort Ingenjor das unschöne Wort Ingenieur (sprich Inschenjör) bald verdrängen. Ich glaube nicht, daß es dann Sprachgebrauch werden könnte, das neue Wort „Inschenjör“ auszusprechen, oder gar seine erste Silbe so nasal, wie die Franzosen die erste Silbe des Wortes ingénieur und wohl auch manche Leute in Süddeutschland die erste Silbe des Wortes Ingenieur aussprechen.

Dipl.-Ing. H. E. von Boehmer.

Handarbeit?¹

Es steht sicher fest, daß das Überhandnehmen der Maschinenarbeit die Wirtschaftskrise mitverursacht hat. Daher ist es verständlich, daß Franzius die Ursachen und die Abhilfemaßnahmen, soweit sie das Bauwesen betreffen, untersucht. Selbstverständlich darf man nicht, wie Schmiedel meint, alle Hochleistungsbaumaschinen stillsetzen und die Erdarbeiten und andere Arbeiten nur von Hand ausführen lassen. Diese Forderung ist von Franzius nicht in dieser krassen Form aufgestellt worden. Es gibt im Tiefbau eine ganze Reihe großer Arbeiten, bei denen die Maschinenarbeit zu einem großen Teil unentbehrlich ist. Zum Beispiel Flußregulierungen, Kanalbauten usw., trotzdem bleibt bei diesen Arbeiten der weit größere Teil mit Hand zu verrichten. Daher sind diese Arbeiten besonders geeignet für die Beschäftigung von Arbeitslosen. Ob alle Arbeitslosen dabei beschäftigt werden können, hängt nur von der Finanzierung und Organisation ab. Die überzähligen Mediziner, Lehrer, Juristen usw. können mit Büroarbeiten, Lohnzahlungen und vielen anderen Arbeiten beschäftigt werden.

Die gewaltsame Herabminderung der Maschinenarbeit bedeutet keineswegs eine Abkehr von der seit Jahrzehnten geleisteten schöpferischen Arbeit, wie Schmiedel meint, ist vielmehr eine bewußte Mäßigung des Arbeits- und Entwicklungstempos zugunsten einer notleidenden Volksschicht. Diese Maßnahme würde sich segensreich auswirken für alle Volksschichten, da bei allen Rationalisierungen nie die volkswirtschaftlichen Nachteile der ständig steigenden Soziallasten berücksichtigt worden sind, die von allen Berufsklassen getragen werden müssen.

¹ Technik und Kultur 23 (1932) 30

Ich glaube das Hauptübel in der ständig zunehmenden Verengung des Geldmarktes zu sehen. Daher kann eine Besserung nur durch eine künstliche Erweiterung entweder des Geldmarktes oder des Arbeitsmarktes, gewissermaßen durch eine kleine Inflation, wie es neuerdings die Amerikaner auf dem Geldmarkte vorhaben, geschehen. Eine künstliche Erweiterung der Arbeitsmöglichkeiten nach dem Vorschlage von Lederer² ließe sich im Bauwesen probeweise gut durchführen. Jedenfalls ist dieser Vorschlag einer Prüfung wert.

Wenn man durch die von Franzius vorgeschlagenen Maßnahmen auch nur eine Minderung der Hochwassergefahren und einen positiven Ertrag für spätere Jahre erreichen würde, so sind diese Maßnahmen angesichts der Hochwasserkatastrophen der letzten Jahre mit ihren großen finanziellen Schäden, immer noch wirtschaftlich.

Dipl.-Ing. G. Korte, Reg.-Baumeister in Rheine i. W.

Nachschrift. Wir schließen damit die Erörterung dieses Themas. Die Schriftleitung.

² Technik und Kultur 23 (1932) 33a

VON UNSEREN HOCHSCHULEN

TH München: Dr. phil. Joseph Popp, ordentlicher Professor der Kunstgeschichte, ist am 11. März 1932 infolge eines Schlaganfalles plötzlich verschieden. — Professor Dr. G. J o o s in Jena erhielt einen Ruf als ordentlicher Professor für Technische Physik als Nachfolger des emeritierten Geh. Reg.-Rates Professor Dr. O. Knoblauch. — Dr. H. F u n k, Privat-Dozent für anorganische Chemie, erhielt die Amtsbezeichnung außerordentlicher Professor.

TH Karlsruhe: Dr. A. W a s s e r m a n n habilitierte sich für „Organische Chemie“.

PERSONLICHES

Herr Dipl.-Ing. Schneider, ordentl. Honorar-Professor für Elektrizitätswirtschaft an der Technischen Hochschule Darmstadt, hat die Tätigkeit als beratender Ingenieur aufgenommen und ein Büro für „Kraftwirtschaft“ als Beratungs- und Forschungsstelle für theoretische und praktische Energiewirtschaft speziell der elektrischen Energiewirtschaft und ihrer Randgebiete ins Leben gerufen. Zweck der Gründung ist, die Ergebnisse der Forschungsarbeiten seines Lehrgebietes der Praxis nutzbar zu machen, Erzeuger und Bezieher, sowie Behörden und Verwaltungen in allen Fragen der Betriebs- und Wirtschaftlichkeits-Rechnungen, Tarifbildung, Liefer- und Bezugsverträge, Projektierungen und dergleichen unabhängig und streng fachmännisch zu beraten.

WARNUNG!

Schon 1931 — Technik und Kultur 1931, Seiten 92, 110 — haben wir vor einem gewissen

Karl Ochs

gewarnt. Er gibt sich als Diplom-Ingenieur aus, behauptet Mitglied des VDDI und des VdI zu sein und erschwindelt bei Bezirksvereinen und unseren Mitgliedern Unterstützungen. Jetzt ist er wieder in Zittau i. Sa. „tätig“ gewesen; er hat sich dort eine Unterstützung erschwindelt und dabei die Frechheit gehabt, mit einer Beschwerde beim Vorstandsvorstand zu drohen, weil die Unterstützung nicht höher ausgefallen ist!

Wir bitten unsere Mitglieder, den Schwindler der Polizei zu übergeben. Die Geschäftsführung.